



Markus Wollina

Universität Potsdam
Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät

Magisterarbeit

Thema der Arbeit:

"Das Leben in einem ostdeutschen Plattenbaugebiet aus der Perspektive seiner Einwohner. Eine qualitative Studie in Strausberg-Hegermühle"

Studiengang: M.A. HF Soziologie

Themensteller: Herr Dr. Dietmar Rost

Zweitgutachterin: Frau PD Dr. Irene Zierke

Berlin, den 7. Januar 2010

Dieses Werk ist unter einem Creative Commons Lizenzvertrag lizenziert:
Namensnennung - Keine kommerzielle Nutzung - Weitergabe unter gleichen Bedingungen
3.0 Deutschland
Um die Bedingungen der Lizenz einzusehen, folgen Sie bitte dem Hyperlink:
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Online veröffentlicht auf dem
Publikationsserver der Universität Potsdam:
URL <http://opus.kobv.de/ubp/volltexte/2012/5791/>
URN [urn:nbn:de:kobv:517-opus-57913](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57913)
<http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:kobv:517-opus-57913>

Inhalt

Einleitung.....	3
1. Das Untersuchungsfeld.....	8
1.1. Strausberg als Militärstandort.....	8
1.2. Die Entstehung Hegermühles.....	9
1.3. Der „sozialistische Wohnkomplex“.....	10
1.4. Das Ende der DDR und die Auflösung der NVA.....	11
1.5. Die Entwicklung Hegermühles nach 1990.....	12
1.6. Das Image Hegermühles.....	15
1.7. Initiativen lokaler Akteure.....	18
2. Methoden.....	19
2.1. Qualitativer Forschungsansatz.....	19
2.2. Feldexploration.....	21
2.3. Sampling.....	23
2.4. Interviewführung.....	23
2.5. Transkription.....	25
2.6. Auswertung.....	26
2.7. Anonymisierung.....	26
3. Empirische Analyse.....	27
3.1. Das Sample.....	28
3.1.1. Herr Anton.....	30
3.1.2. Herr Ekowski.....	31
3.1.3. Frau Jedinaja.....	31
3.1.4. Herr Pohl.....	32
3.1.5. Frau Finke.....	32
3.1.6. Weitere Interviewpartner.....	33
3.2. Der Zuzug nach Hegermühle.....	34
3.2.1. Herr Anton.....	34
3.2.2. Herr Ekowski.....	36
3.2.3. Herr Pohl.....	39
3.2.4. Frau Finke.....	40
3.2.5. Frau Jedinaja.....	41
3.2.6. Zusammenfassung.....	43
3.3. Die Entwicklung Hegermühles.....	45

3.3.1. Herr Anton	46
3.3.2. Herr Ekowski	49
3.3.3. Herr Pohl.....	52
3.3.4. Frau Finke.....	55
3.3.5. Frau Jedinaja	58
3.3.6. Zusammenfassung	59
3.4. Das Image Hegermühles	61
3.4.1. Herr Pohl.....	61
3.4.2. Herr Anton	63
3.4.3. Frau Finke.....	64
3.4.4. Herr Ekowski	66
3.4.5. Frau Jedinaja	68
3.4.6. Zusammenfassung	69
3.5. Das eigene Verhältnis zu Hegermühle.....	71
3.5.1. Herr Ekowski	71
3.5.2. Herr Anton	74
3.5.3. Frau Jedinaja	75
3.5.4. Frau Finke.....	77
3.5.5. Herr Pohl.....	80
3.5.6. Zusammenfassung	81
3.6. Die Perspektiven Hegermühles.....	83
3.6.1. Frau Jedinaja	83
3.6.2. Herr Anton	84
3.6.3. Herr Ekowski	86
3.6.4. Herr Pohl.....	89
3.6.5. Frau Finke.....	91
3.6.6. Zusammenfassung	92
Ergebnisse der Analyse	95
Mögliche Konsequenzen.....	101
Anhang.....	106
Verzeichnis der Interviewtranskripte.....	106
Abbildungen	107
Literatur und Quellen	117

Einleitung¹

Die vorliegende Arbeit untersucht, wie Bewohner eines Plattenbaugebiets in der brandenburgischen Stadt Strausberg die Wohnqualität im Viertel bewerten, und welche Formen positiver Identifikation mit dem Wohngebiet sie entwickelt haben. Dies geschieht anhand einer vergleichenden Analyse von fünf qualitativen Fallstudien.

Nach dem Ende der Deutschen Demokratischen Republik unterlagen die Ergebnisse ihres Städtebaus einem Deutungswandel im öffentlichen Diskurs. Dieser Städtebau war einst von der offiziellen Fachliteratur als bewusste Gestaltung der Umwelt durch die siegreiche Arbeiterklasse gelobt worden. Im Gegensatz zur Stadtentwicklung der bürgerlichen Gesellschaft, die als planlos und chaotisch kritisiert wurde, sollte die Stadtplanung im Sozialismus eine Integration aller Bereiche des Raumes zu einem zweckmäßigen Ganzen erreichen:

„Auf der Grundlage der sich entwickelnden Übereinstimmung von sozialistischer Lebensweise und ihrer baulich-räumlichen Organisation durch die von den Menschen geschaffene Umwelt ist es objektiv möglich und historisch notwendig, alle Glieder des landschaftlichen und städtischen Organismus in Charakter und Milieu schließlich zu einer Gestaltungseinheit zusammenzuführen.“²

Seit dem Ende des „real existierenden Sozialismus“ sind sowohl die Stadtbilder als auch der Wohnungsbau dieser Zeit mit starker Ablehnung seitens eines großen Teils der Fachwelt und der Feuilletons konfrontiert.

In Potsdam und Berlin ist seit Anfang der 1990er Jahre eine Restrukturierung der Stadtzentren im Gange. Markante Bauwerke der DDR-Zeit werden beseitigt und stattdessen bauliche Zustände der Vorkriegszeit wiederhergestellt. Am markantesten ist dies sichtbar an den Debatten um den Wiederaufbau der beiden Stadtschlösser. In beiden Fällen waren die Innenstadtgestaltungen der DDR auf die offensive Gegenüberstellung von preußischer Tradition und sozialistischer Moderne angelegt - der in Marx-Engels-Platz umbenannte Berliner Schlossplatz mit Staatsratsgebäude und Palast der Republik als Kontrast zum Boulevard Unter den Linden; der Potsdamer Alte Markt mit

¹ Für diese Fassung des Textes wurden im Vergleich zu der Fassung, die als Magisterarbeit eingereicht wurde, die folgenden Änderungen vorgenommen: Eine kurze Interviewpassage wurde aus Gründen der besseren Anonymisierung gestrichen. Des Weiteren wurde der Abbildungsteil im Anhang neu gegliedert, die Bilder Fig. 2-9 in größerem Format wiedergegeben und die Bilder Fig. 1 und Fig. 10 mit aktualisierten Urheberrechtsangaben versehen.

² Kürth/Kutschmar (1982: 9)

dem Hochhaus des „Hotel Stadt Potsdam“, das die Nikolaikirche überragt. Und in beiden Fällen bescheinigen die Befürworter³ des Schlossbaus den so geschaffenen Plätzen eine kalte, dem städtischen Leben nicht entsprechende Raumqualität. So vertritt der Verein Potsdamer Stadtschloss e.V. die Position, in Potsdam gehe es „*darum, die Leere mit Leben zu füllen*“⁴.

Städtebaulich nähern sich Potsdam und Ostberlin den Zuständen der Kaiserzeit wieder an. In der brandenburgischen Landeshauptstadt geht der Schlossbau und der geplante Wiederaufbau der Garnisonkirche damit einher, dass Straßenführungen und Blockstrukturen wiederhergestellt werden, die nach dem Zweiten Weltkrieg stark verändert worden waren. Dies bewirbt die Stadt als „*Wiederbelebung der Mitte*“⁵. Die Zentrumsgestaltung in der ehemaligen Hauptstadt der DDR folgt seit 1999 den Prämissen des „Planwerks Innenstadt“. Die Senatsverwaltung für Stadtentwicklung sieht sich mit diesem Konzept „*in der städtebaulichen Tradition der europäischen Stadt*“⁶. Die Hinterlassenschaften der Nachkriegsmoderne dagegen subsumiert sie unter den Begriff des „*als unzulänglich bewerteten Bestandes*“⁷.

Die Großsiedlungen des staatlichen Wohnungsbaus der DDR, insbesondere die Plattenbaugebiete der 1970er und 1980er Jahre, unterliegen einer ähnlich schlechten öffentlichen Meinung. Die größte (negative) Prominenz kommt dem Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf zu. Während der Übertragung der Leichtathletik-WM 2009 kommentierte der ZDF-Sportreporter Wolf-Dieter Poschmann den Auftritt der aus Marzahn stammenden Hammerwerferin Betty Heidler mit den Worten: „*Wenn man in Marzahn aufgewachsen ist und das unbeschadet überlebt hat, ist man zu allem fähig.*“⁸ Die Komikerin Ilka Bessin feiert Bühnen- und Fernseherfolge in der Rolle der „Cindy aus Marzahn“, einer langzeitarbeitslosen Plattenbaubewohnerin im Jogginganzug. Auf MTV laufen Videos des Rappers „Joe Rilla“, der seinen Bezirk mit den Worten beschreibt: „*Hast du ein Messer - Junge, fahr nach Marzahn / Bist du Verbrecher - Junge, fahr nach Marzahn*“⁹.

Marzahn ist darin nicht allein. Auch bei anderen Produkten des DDR-Wohnungsbaus geht die

³ Aus Gründen der meiner Meinung nach besseren Lesbarkeit habe ich darauf verzichtet, Formen wie „BefürworterInnen“ zu benutzen. Im folgenden ist in der Verwendung der männlichen Form jeweils die weibliche mitgemeint. „Befürworter“ steht also stellvertretend für „Befürworterinnen und Befürworter“. Genauso wurde mit vergleichbaren Begriffen verfahren.

⁴ Verein Potsdamer Stadtschloss e.V. (o.J.: o.S.)

⁵ So unter anderem in Stadtverwaltung Potsdam (o.J.: o.S.)

⁶ Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (o.J.: o.S.)

⁷ ebd.

⁸ Zit. n. kami (2009: o.S.)

⁹ Zit. n. Reischke (2009: o.S.)

Beschreibung der Bauweise regelmäßig in trostlose Betongrab-Bilder über. „Spiegel Online“ beschreibt die Lebenswirklichkeit des Cottbuser Hip-Hop-Künstlers „Dissziplin“ als „*Neubauwüsten Marke WBS 70 oder Q3A*“ und seine Musik als „*Soundtrack zur Freudlosigkeit ostdeutscher Wohnsilos. Zu düsteren Beats erschallt ein Dreiklang in A-Moll – Arbeitslosigkeit, Abwanderung und Alkoholismus.*“¹⁰ Und als die „tageszeitung“ (taz) über den Mord an Marwa El-Sherbini im Dresdner Landgericht im Sommer 2009 berichtete, schilderte sie das Wohngebiet Dresden-Johannstadt, in dem Opfer und Täter gewohnt hatten, in einer Form, die das räumliche Umfeld als eine der Grundlagen für die schreckliche Tat darstellte: „*Schräg über die Straße stehen die Plattenbauten, die den miesen Ruf der Gegend prägen, zehnstöckige Waschbetonklotze [sic], an denen die Zierkacheln abfallen.*“¹¹

Das medial kommunizierte Image ostdeutscher Plattenbaugebiete schwankt in der Regel zwischen den Konzepten „sozialer Brennpunkt“ und „graue Tristesse“. Aus Anlass des 30. Jubiläums des Bezirks Marzahn-Hellersdorf im Jahr 2009 fasste die Herausgeberin des Magazins „Der Hellersdorfer“ Ute Bekeschus das Ansehen ihrer Siedlung folgendermaßen zusammen:

*„Im Urlaub sich als eine von hier zu outen, kann das freundliche Gespräch abrupt beenden. Denn die Leute brauchen nur den Namen des Bezirkes zu hören, um an graue Platte und andere Grau-samkeiten zu denken. An trostlose Wohngebiete, hungernde Kinder, sogar an Bäume ohne Blätter. Oder an permanente Aggressionen.“*¹²

Der Geschäftsführer des Wohnungsunternehmens „Stadt und Land“, Rudolf Kujath, beklagt eine generelle Nichtbeachtung Hellersdorfs durch die Medien, lediglich unterbrochen durch Berichte, die das schlechte Image der Siedlung bestätigen:

*„Man wird negiert in der Presse. Wenn dann doch das Thema Hellersdorf kommt, gibt es drei Punkte, die angesprochen werden: erstens Rechtsradikalismus, zweitens 'alles PDS-Leute, die alten Kommunisten von damals', und drittens 'die können ja nicht mit Messer und Gabel essen', also der Mangel an Gutbürgerlichen.“*¹³

Aus meinem persönlichen Alltag ist mir der negative Ruf solcher Siedlungen ebenfalls bekannt. Aufgewachsen in einem Plattenbaugebiet am Jenaer Stadtrand, und mittlerweile Einwohner einer innerstädtischen Berliner Hochhaussiedlung, bin ich im Gespräch mit Mitstudierenden oft mit Unverständnis darüber konfrontiert, wie ich freiwillig in einem solchen Viertel leben könne. Bilder

¹⁰ Hamann (2008: o.S.)

¹¹ Schmidt (2009: o.S.)

¹² Bekeschus (2009: 4)

¹³ In: Behrens/Flecken/Kohlbrener (2007: 271)

von deprimierenden, monotonen Betonklötzen, in denen sich die sozialen Problemfälle häufen, sind eine nicht unübliche Reaktion, wenn ich meinen Wohnort nenne.

Zudem leiden viele ostdeutsche Siedlungen des industriellen Wohnungsbaus nicht nur unter einem schlechten Ruf, sondern auch unter der sinkenden Einwohnerzahl in den Kommunen. Aufgrund der Struktur des Bundesprogramms „Stadtumbau Ost“, die auf die Förderung der Innenstädte mit ihrem von Privateigentum dominierten Immobilienmarkt ausgerichtet ist, sind die meist am Stadtrand gelegenen, durch kommunale Gesellschaften verwalteten Plattenbaugebiete besonders stark von Abriss betroffen.¹⁴ Der Evaluationsbericht 2008 zum „Stadtumbau Ost“ gibt die Empfehlung, *„[d]er Rückbau leer stehender, langfristig nicht mehr benötigter Wohnungen“* sei *„insbesondere in den Plattenbausiedlungen unter Berücksichtigung der künftigen Nachfrageentwicklung auf dem Wohnungsmarkt gezielt fortzuführen.“*¹⁵ Die sozialwissenschaftliche und stadtplanerische Debatte über Siedlungen des industriellen Wohnungsbaus spielte sich dementsprechend in den letzten Jahren im Rahmen der Diskussion um Stadtschrumpfung ab.¹⁶

Vor diesem Hintergrund habe ich mir das Ziel gesetzt, mit der vorliegenden Arbeit einen Beitrag zur Verbesserung des öffentlichen Images von Plattenbaugebieten zu leisten. Dafür werde ich am Beispiel einer solchen Siedlung untersuchen, aus welchen Gründen Menschen sich für eine Wohnung dort entscheiden, wie sie die Wohnqualität im Viertel einschätzen, welche Formen einer positiven Identifikation mit dem Wohngebiet bei ihnen anzutreffen sind und wie diese begründet sind. Mein Ziel ist es, somit Ansätze dafür zu finden, wie eine solche Identifikation auch bei anderen Einwohnern gefördert werden kann. Von dieser Studie erhoffe ich mir auch Anregungen für kommunale Verwaltungen, Vermieter und insbesondere die Bewohner selbst, die ihnen helfen könnten, für die Verbesserung des Images ihrer Wohngebiete in der Öffentlichkeit zu wirken und somit ihre Attraktivität für die Einwohnerschaft und potentielle Neuzuzügler zu erhöhen.

Unter „positiver Identifikation“ verstehe ich ein Verhältnis der Einwohner zu ihrem Stadtteil, welches in einem Gefühl persönlicher Verbundenheit mit dem Stadtteil besteht. Ein solches Gefühl ist an sich nicht planmäßig zu erzeugen, da es wesentlich aus individuellen, biografischen Bezügen zum Ort besteht, die je nach Einzelperson unterschiedlich sind. Dies zeigen die mühsamen

¹⁴ Vgl. Beckmann u.a. (o.J.: 5); Bernt (2004); Hannemann (2003: 22)

¹⁵ Geffers u.a. (2008: 10)

¹⁶ So bestand der empirische Teil des internationalen Projekts „Schrumpfende Städte“ der Kulturstiftung des Bundes im Jahr 2004 fast nur aus Beispielen in Plattenbaugebieten. Vgl. Oswalt (Hg.) (2004). Aktuell erregte der Umbau der ehemaligen Werkssiedlung „Südstadt“ im thüringischen Leinefelde weit über die deutschen Grenzen hinaus Aufmerksamkeit unter Stadtplanern. Vgl. Kil (2008). Zur Debatte vgl. auch Liebmann/Haller (2001); Weber (2002)

Anstrengungen zahlreicher Städte, mittels Öffentlichkeitsarbeit eine spezifische Identität der Bürger zu propagieren, deren Erfolgsaussichten schwer im Voraus abzuschätzen sind.¹⁷ Ich gehe jedoch davon aus, dass die Analyse empirischer Fälle besonders starker Identifikation Aufschlüsse geben kann dafür, wie die Ausbildung eines solchen Gefühls auch bei anderen Bürgern aktiv begünstigt werden kann.

Als Erhebungsfeld wählte ich das Plattenbaugebiet „Hegermühle“ in Strausberg. Bei Strausberg handelt es sich um eine brandenburgische Mittelstadt nahe Berlin (mit Anschluss ans Berliner S-Bahnnetz), an der sich sehr viel Typisches für die Region um Berlin untersuchen lässt. Die Nähe zur Hauptstadt spielt für das ökonomische und kulturelle Leben Strausbergs eine wichtige Rolle, insofern ist die Stadt vergleichbar mit anderen Orten im Verflechtungsraum Brandenburg-Berlin. Andererseits weist Strausberg die Besonderheit auf, bis 1990 Standort des Ministeriums für Nationale Verteidigung der DDR gewesen zu sein, dem die Kommune den Großteil ihrer Arbeitsplätze verdankte und dessen Objekte mittlerweile von Einrichtungen der Bundeswehr übernommen wurden. Der Personalbedarf des Ministeriums hatte bis 1990 für ein starkes Wachstum der Einwohnerzahl und der räumlichen Ausdehnung der Stadt gesorgt, das mit der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ein Ende hatte. Erscheinungen des Transformationsprozesses, mit denen viele Kommunen der ehemaligen DDR konfrontiert sind, lassen sich daher in Strausberg in besonderer Ausprägung untersuchen.

Dem Wachstum Strausbergs in sozialistischer Zeit verdankt sich auch die Entstehung Hegermühles in den 1980er Jahren. Dieses größte Wohngebiet der Stadt hat heute mit den gleichen Imageproblemen zu kämpfen, die oben beschrieben sind. In der Siedlung führte ich im Laufe der zweiten Jahreshälfte 2009 eine Reihe qualitativer Interviews durch. Von diesen wählte ich fünf aus, um sie in dieser Studie detailliert als Fallinterpretationen vorzustellen. Anhand dieser Fälle werde ich Formen positiver Identifikation von Bewohnern mit ihrem Wohngebiet darstellen.

Im weiteren Verlauf meiner Arbeit werde ich wie folgt vorgehen:

Zuerst werde ich mein Erhebungsfeld, das Wohngebiet Hegermühle vorstellen. Hierauf folgt die Darlegung der Methoden, die ich in meiner Untersuchung angewandt habe. Die Auswertung der von mir erhobenen Daten hinsichtlich der unterschiedlichen Formen positiver Identifikation mit

¹⁷ Vgl. Göschel (2006: 295ff.). Der Aufsatz ist im Rahmen des Forschungsverbunds „Stadt 2030“ entstanden, der entsprechende Sammelband geht auf Maßnahmen zur Förderung städtischer Identität u.a. in Beeskow, Eisenhüttenstadt und Guben - Gubin ein. Vgl. Deutsches Institut für Urbanistik (2006)

dem Wohngebiet bildet den Hauptteil der Arbeit. Den Abschluss bildet eine Zusammenfassung der Ergebnisse, die die Analyse erbracht hat, sowie ein Ausblick auf mögliche Perspektiven, die sich daraus für das Image von Plattenbaugebieten ergeben.

1. Das Untersuchungsfeld

In diesem Kapitel stelle ich das Feld vor, in dem ich meine Studie durchgeführt habe. Neben einem kurzen Abriss der Geschichte Strausbergs im allgemeinen und des Wohngebiets Hegermühle im besonderen gehören dazu auch Ausführungen zum Konzept des „sozialistischen Wohnkomplexes“. Nach der Beschreibung des Zustands, in dem das Viertel sich aktuell befindet, gehe ich ein auf das Image des Viertels sowie auf Initiativen zur Verbesserung der Lebensqualität, die bislang von Bürgern und Institutionen ausgegangen sind.

1.1. Strausberg als Militärstandort

Im Jahre 1954 wurde der Hauptstab der Kasernierten Volkspolizei in der Stadt Strausberg (damals zum Bezirk Frankfurt/Oder gehörig) stationiert, aus dem zwei Jahre später das Ministerium für Nationale Verteidigung hervorging. Durch die Ansiedlung von Angehörigen des Ministeriums, der Nationalen Volksarmee (NVA) und der Gewerbe, die diese Einrichtungen für ihre Versorgung benötigten, erfuhr Strausberg, das seit preußischer Zeit Garnisonstadt gewesen war, mehr als eine Verdopplung seiner Einwohnerzahl von knapp 13.000 (1956) auf etwa 29.000 (1989).¹⁸

Dies führte dazu, dass eine Reihe neuer Wohnsiedlungen gebaut wurde. Manfred Tippmann, von 1979 bis 1989 Bürgermeister der Stadt, beschrieb die Bedeutung des Militärs für den Wohnungsbau folgendermaßen:

„Man muss es wirklich so sagen, wäre das Ministerium in Strausberg nicht gewesen, hätte es diese Entwicklung der Wohngebiete in Strausberg gar nicht gegeben. Dann hätte sich Strausberg als kleines Ackerbürgerstädtchen genauso harmlos entwickelt, wie Buckow, oder Müncheberg, oder andere umliegende Städtchen. Das war doch

¹⁸ Schulze/Grau (2006: 20)

der ausschlaggebende Faktor dafür, dass sich Strausberg in dieser Hinsicht ansehnlicher gestaltete.“¹⁹

Mit dem ambitionierten Wohnungsbauprogramm, das die Regierung unter Erich Honecker in den 1970er und 1980er Jahren im Rahmen ihrer Politik der „Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik“ auf den Weg brachte, erfuhr das ohnehin starke Baugeschehen Strausbergs einen weiteren Aufschwung. Die im ganzen Land betriebene weitgehende Umstellung des staatlich betriebenen Wohnungsbaus auf die zeit- und materialsparende Großplattenbauweise²⁰ ermöglichte einen rasanten Anstieg der Neubautätigkeit. Dieser ging mit zunehmendem Verfall der Altbausubstanz einher, dem der Staat erst im Laufe der 1980er Jahre entgegen zu steuern begann. In Strausberg befand sich Mitte der 1980er Jahre bereits mehr als die Hälfte (annähernd 5.500 Wohnungen) des gesamten Wohnungsbestandes der Stadt in Gebäuden, die zwischen 1970 und 1985 gebaut worden waren.²¹

1.2. Die Entstehung Hegermühles

In diese Zeit fiel der Bau des Wohngebiets Hegermühle, welches mit über 3.000 Einwohnern noch heute das größte der Stadt ist.²² Es besteht aus drei Teilen, deren Namen gleichzeitig als Adressbezeichnungen (im Sinne von Straßennamen) fungieren: „Am Annatal“, „Am Herrensee“ und „Am Marienberg“. Diese sind nach örtlichen Landschaftsmerkmalen der Umgebung benannt, während „Hegermühle“ der Name eines ehemaligen Ausflugslokals ist, von dem zur Entstehungszeit des Wohngebietes nur noch Reste der Grundmauer standen.

Von der Grundsteinlegung des Wohngebiets im Februar 1982 bis zu seiner offiziellen Fertigstellung vier Jahre später entstanden hier nach einem Entwurf der Architekten Helga Töpfer und Michael Schubert rund 1.800 Wohnungen²³ in fünfgeschossigen Scheibenbauten sowie vier Einzelbauten.

¹⁹ Tippmann (2004: o.S.) [Der Artikel ist Kampa/Kastler (2004a) entnommen. Siehe dazu den Hinweis im Literaturverzeichnis.]

²⁰ Bei der Großplattenbauweise handelt es sich um eine „industrielle Montagebauweise für die serienmäßige Herstellung von Gebäuden auf der Grundlage vorgefertigter Wand-, Decken-, Dach- und Treppenelemente, die überwiegend in Betonfertigteilwerken mittels Gleitfertiger hergestellt werden.“ Kadatz (1980: 117). Im Unterschied zur bis in die 1970er Jahre weit angewendeten Großblockbauweise werden hier ganze Zimmerwände industriell vorgefertigt. Die Standardisierung der Gebäude ist daher weitaus größer und die Fertigung von der Verwendung von Kränen abhängig.

²¹ Angaben der Kreisstelle für Statistik beim Rat des Kreises Strausberg, wiedergegeben n. Barthel (1987: 249)

²² Am 10.12.2009 hatten 3.187 Personen ihren Hauptwohnsitz in Hegermühle. Vgl. Hammerschmidt (2009: o.S.)

²³ Halbach u.a. (1987: 115); Schulze/Grau (2006: 12)

Das Wohngebiet befindet sich in der Mitte der bandförmig zwischen dem Straus- und dem Herrensee entlang gezogenen Stadt, zwischen der nördlich gelegenen Altstadt und der Vorstadt, einem Villenviertel im Süden. Drei Hauptverkehrswege, die Strausberg in nord-südlicher Richtung erschließen, schneiden das Wohngebiet geografisch: die Strausberger Eisenbahn²⁴, die Ernst-Thälmann-Straße (Auto- und Busverbindung in Richtung Vor- und Altstadt) sowie die Linie S5 der Berliner S-Bahn, die in den 1950er Jahren bis zur Kaserne im Norden der Stadt verlängert wurde. Seit 1984 verfügt Hegermühle über eine eigene S-Bahnstation auf dieser Strecke.

Die ersten Mieter konnten noch 1982 einziehen. Die zugeordnete Oberschule wurde im darauf folgenden Jahr eröffnet. Erst im Oktober 1984 erfolgte die Übergabe der wohngebietseigenen Kaufhalle, der größten der Stadt. In den nächsten Jahren folgten eine zweite Schule, eine Poliklinik sowie eine Gaststätte.²⁵

1.3. Der „sozialistische Wohnkomplex“

Wie für den staatlichen Wohnungsbau der DDR ab den 1960er Jahren typisch, folgt der Aufbau Hegermühles dem Konzept des „sozialistischen Wohnkomplexes“. Dieses ursprünglich in der UdSSR entwickelte Konzept fand in der DDR ab 1950 Anwendung und wurde ab den 1970er Jahren in modifizierter Form als „komplexer Wohnungsbau“ weitergeführt. Nach Christine Hannemann basierte das Konzept auf folgenden Voraussetzungen des politischen Systems der DDR²⁶:

- die sozialpolitisch geförderte Orientierung auf die Zwei-Generationen-Kleinfamilie,
- die Intimität der familialen Beziehungen, die ihren Ort im privaten Raum der Wohnung haben sollte,
- das Axiom einer grundsätzlichen Interessenübereinstimmung zwischen Individuum und Gesamtgesellschaft im Sozialismus, durch welche die strikte Trennung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit hinfällig würde,

²⁴ Eine Linie, die wegen der Verwendung von Straßenbahnzügen und der ausschließlichen Funktion als ÖPNV-Verkehrsmittel in der Strausberger Bevölkerung als Straßenbahn bekannt ist. Ihrer Spurbreite nach trägt sie aber weiter offiziell den Namen Eisenbahn.

²⁵ Nach einer historischen Presseschau in Kampa/Kastler (2004a: Kap. 5) [s. Hinweis im Literaturverzeichnis]

²⁶ Hannemann (2000: 120ff.)

- die sehr weit gehende Übernahme der Bildung und Erziehung der Kinder durch staatliche Einrichtungen, sowie
- die Prognose einer stetig zunehmenden Vergesellschaftung der Hauswirtschaftsfunktionen der Familie.

Die Größe eines „sozialistischen Wohnkomplexes“ richtete sich nach dem Einzugsbereich einer Acht-Klassen-Schule und lag damit in der Regel bei etwa 4 - 5.000 Einwohnern. Die Wohnungen wiesen einen für damalige Verhältnisse hohen Komfort (Fernheizung, Badezimmer mit WC, Warmwasser) sowie eine klar definierte Nutzungszuweisung der Räume auf (Küche, Kinder-, Wohn- und Schlafzimmer). Die Wohnkomplexe waren gekennzeichnet durch die Integration von Folgeeinrichtungen (Schulen, Kindergärten und -krippen, Einzelhandelsgeschäfte und ÖPNV-Haltestellen), die für alle Einwohner fußläufig erreichbar sein sollten, und durch den völligen Verzicht auf private zugunsten weiträumiger öffentlicher Freiflächen.

1.4. Das Ende der DDR und die Auflösung der NVA

Wie in den anderen Wohnkomplexen, die in Strausberg seit den 1950er Jahren entstanden waren, hatten neu Hinzugezogene einen großen Anteil an der Einwohnerschaft von Hegermühle. Unter jenen stellten Angehörige der Armee und sie unterstützender Branchen die zahlenmäßig stärkste Gruppe. Ein Drittel der Erstbezieher im Viertel waren NVA-Angehörige.²⁷ Von den insgesamt 2.024 Wohneinheiten im Wohngebiet wurden 744 im Auftrag der NVA gebaut.²⁸

In einer derartig vom Militär geprägten Stadt hatte die Vereinigung der beiden deutschen Staaten besondere Auswirkungen. Während ein hochrangiges Dienstverhältnis im Staatsapparat eben noch Prestige und Privilegien garantiert hatte, galt es in der Öffentlichkeit der Bundesrepublik als Stigma. Die bewaffneten Organe der DDR wurden aufgelöst und ihre Einrichtungen von den Behörden der Bundesrepublik bezogen. Dabei wurde aber nur ein Teil des Personals übernommen. Das Wachstum der Einwohnerzahl, das seit den 1950er Jahren vor allem durch den Zuzug von Militärangehörigen angehalten hatte, fand sein Ende.²⁹

²⁷ Wischer/Kliemke (1998: 23)

²⁸ Lucker (2000: 207f.)

²⁹ 1990 betrug die Einwohnerzahl Strausbergs 28.587, am 31.12.2008 hatten noch 25.991 Menschen hier ihren Hauptwohnsitz. Vgl. Hammerschmidt (2009: o.S.)

Vor diesem Hintergrund ist erklärlich, warum in Strausberg, anders als im Großteil der DDR, die PDS und andere Linksparteien bei den Volkskammerwahlen 1990 besonders große Stimmenanteile auf sich vereinigen konnten. Der Major a.D. der NVA und Stadthistoriker Rolf Barthel berichtet:

„Die Mehrheit der DDR-Bevölkerung entschied sich für jene Parteien, die auf den schnellen Anschluß an die Bundesrepublik drängten. Strausberg jedoch gehörte zu den Ausnahmen. Hier überwogen zu Dreivierteln linke Parteien oder Bewegungen, die sozialistisch, sozialökologisch oder sozialreformerisch orientiert waren. Mit einigen Abstrichen wiederholte sich diese Gewichtsverteilung auch in den nachfolgenden Wahlen des Jahres 1990.“³⁰

Die PDS / Linkspartei / Die Linke gehört seitdem durchgängig zu den stärksten Fraktionen im Stadtrat, was Barthel aus ihrer Basis und ihrer Anhängerschaft in der früheren NVA begründet: *„Die meisten der ehemaligen Armeeingehörigen wählen die PDS-Punkt-Linkspartei, und viele Offiziere sind Mitglied“³¹*. Inzwischen wird die Gruppe der ehemaligen NVA-Soldaten auch von den anderen Parteien als wichtiges Wählerklientel umworben.³² Des Weiteren hat sich in einer Reihe militärhistorischer Schriften und Oral-History-Publikationen seit 1990 ein spezifischer Erinnerungsdiskurs von Strausberger Militärangehörigen über den Dienst in der NVA etabliert, in dem sich biografische Erzählungen und Militaria mit Ansätzen sozialistischer Bekenntnisse vermischen.³³ Dieser Rahmen der Strausberger Geschichte ist in der vorliegenden Studie zu beachten, da die Erfahrung der NVA-Auflösung in den Interviews von allen Interviewpartnern, die bereits vor 1990 in Strausberg gelebt hatten, als prägend angeführt wurde.

1.5. Die Entwicklung Hegermühles nach 1990

Nach dem Ende der DDR gingen die Wohnungsbestände in Hegermühle über in die Hände verschiedener Wohnungsunternehmen, blieben aber zum größten Teil in kommunaler und genossenschaftlicher Verwaltung. Momentan befinden sich 85 Prozent der Wohneinheiten im Eigentum der städtischen Strausberger Wohnungsbaugesellschaft (SWG) und der Genossenschaften „Aufbau“ und „Oderland“.³⁴ Zu Anfang der 1990er Jahre wurde Hegermühle in ein brandenburgisches Modellprojekt zur Modernisierung und Instandsetzung von Block- und

³⁰ Barthel (1995: 79)

³¹ Interviewzitat n. Sundermeyer (2006: o.S.)

³² Vgl. z.B. Klesmann (2004) zu den Bemühungen der CDU

³³ Vgl. den autobiografischen Beitrag von Kreißig (2002), sowie die Zeitzeugenberichte in Akanthus e.V. (Hg.) (2006)

³⁴ Vgl. Grau (2009: o.S.)

Plattenbauten einbezogen. Eine 1994 im Auftrag des Baudezernats der Stadtverwaltung erarbeitete „Rahmenplanung Wohngebiet 'Hegermühle' Strausberg“, die die Ergänzung der bestehenden Häuser durch Anbauten mit Wohnungen für höhere Einkommensklassen vorsah, wurde größtenteils nicht umgesetzt.³⁵ Im Rahmen der „Verwaltungsvereinbarung Neubaugebiete“³⁶ konnte eine Reihe von Sanierungsmaßnahmen umgesetzt werden (so bei der Gestaltung der Fußwege und Parkflächen), das Projekt mit dem Ziel einer umfassenden Aufwertung des Wohnumfeldes musste jedoch 2002 aufgrund der knappen Haushaltskasse der Kommune eingestellt werden. Von 1999 bis 2003 wurden die gesamten Bestände der Wohnungsgesellschaften einer Innen- und Außensanierung unterzogen. Diese bestand in einer Erneuerung der Dichtung zwischen den einzelnen Bauplatten, in neuen Außenanstrichen und Fensterdichtungen sowie in einer Modernisierung der Sanitär- und Heizungsanlagen. Wegen der speziellen Konstruktion der Bauten (die Giebelseiten und die Längsinnenwände haben tragende Funktion) konnten Pläne zur Anpassung der Wohnungsgrundrisse an kleinere Haushalte nicht umgesetzt werden. Der überdurchschnittlich hohe Anteil an Dreizimmerwohnungen, der der Tatsache geschuldet ist, dass beim Bau junge Familien als Hauptmieterschaft anvisiert wurden, blieb darum bestehen. Auch in den Innenhöfen wurden die meisten Spielplätze, Grünanlagen und Sitzbänke repariert bzw. erneuert.³⁷

Die Gesamteinwohnerzahl Strausbergs sank zwar nach 1990, stabilisierte sich aber bald.³⁸ Der Gesamtleerstand der Wohnungen liegt zwischen sechs und acht Prozent (Stand 2006) und ist damit so gering, dass die Stadt nicht an den Fördermaßnahmen des Programms „Stadtumbau Ost“ teilnehmen konnte.³⁹ In Hegermühle ist dies anders: Es ist von allen Stadtteilen Strausbergs am stärksten vom Einwohnerverlust betroffen. Seit 1991 hat sich die dortige Bevölkerung um 36,7 Prozent verringert.⁴⁰ Zwar verfügt das Wohngebiet nach wie vor über eine relativ junge Bevölkerung (85 Prozent sind unter 65 Jahre alt⁴¹), doch zeichnet sich eine Entwicklung der Sozialstruktur hin zu niedrigen Einkommen und Erwerbslosigkeit ab. Aus diesem Grund wurde 1997 das Institut für Gesundheitswissenschaften der Technischen Universität Berlin von der Stadt beauftragt, eine Sozialstrukturstudie zu erstellen. Diese benennt als

„Ursache für den Zuzug einer relativ homogenen, sozial schwachen Schicht [...] die durch Sanierung anderer

³⁵ Vgl. Kampa/Kastler (2004a: Kap. 8)

³⁶ Vgl. Schulze/Grau (2006)

³⁷ Vgl. Grau (2009: o.S.); Schulze/Grau (2006: 15ff.)

³⁸ 1990 wohnten 28.587 Menschen in der Stadt. Seit 1998 (für die Zeit zwischen 1990 und 1998 liegen mir keine Daten vor) pendelte die Zahl um 26.000, aktuell (31.12.2008) liegt sie bei 25.991. Vgl. Hammerschmidt (2009: o.S.)

³⁹ Vgl. Schulze/Grau (2006: 60)

⁴⁰ Von 5.025 im Jahr 1991 auf 3.187 im Jahr 2008. Vgl. Grau (2009: o.S.)

⁴¹ Vgl. ebd.

Wohngebiete Strausbergs entstehende Verdrängung aus bislang bezahlbarem Wohnraum. Aus der Verbesserung des Wohnungsbestands dieser Stadtteile entsteht so eine ungeplante, automatisch ablaufende Homogenisierung Hegermühles auf 'niedriger' werdendem sozialem Niveau“⁴².

Diese liege daran, dass wegen der „noch relativ gute[n] bauliche[n] Substanz [...] das Mietniveau Hegermühles [...] auf absehbare Zeit relativ niedrig bleiben und damit weiterhin automatisch sozial Schwache anziehen“⁴³ wird. Mehr als zehn Jahre später hat sich dieser Zustand nicht gebessert. Noch immer sind 11,3 Prozent der Einwohner abhängig von Wohnungszuschüssen. Jeder fünfte Wohngeldempfänger der Stadt lebt hier.⁴⁴ Andererseits ging durch den Zustrom aus diesen Schichten trotz der starken Bevölkerungsabnahme die Abrisswelle, mit der seit den 1990er Jahren viele ostdeutsche Gemeinden auf ihren Einwohnerschwund reagiert hatten, lang am Wohngebiet vorbei. Anfang 2006 wurde zum ersten und bislang einzigen Mal ein von der Genossenschaft „Aufbau“ verwalteter Wohnblock in Hegermühle abgerissen. Bis auf eine Ausnahme verblieben dessen Mieter innerhalb des Wohngebiets.⁴⁵

Die meisten Einrichtungen der kommunalen und kommerziellen Versorgung im Viertel blieben dagegen auch nach dem Ende der DDR erhalten. Dies gilt für die „Ambulatorium“ genannte Poliklinik, zwei Kindertagesstätten, eine Schule sowie eine kleine Anzahl Gastwirtschaften, Supermärkte und andere Geschäfte. Das Wohngebietszentrum, in dem sich ursprünglich die Kaufhalle und die Schulspeisung befanden, wurde 2000 / 2001 komplett neu gestaltet und besteht nun aus einer Reihe von Flachbauten mit Geschäften und zentralen Parkflächen. Seit 1999 befindet sich unmittelbar angrenzend an Hegermühle ein Einkaufszentrum namens „Handelszentrum“, das noch immer durch neue Anbauten ergänzt wird und heute schon das größte des Landkreises ist. In dem Waldstreifen zwischen Wohnbebauung und S-Bahngleis wurden in den 2000er Jahren mit öffentlichen Fördermitteln diverse Spiel- und Sportanlagen geschaffen. 2005 zog eine Grundschule wegen Schülermangels in kleinere Räumlichkeiten um; das Schulgebäude mitten im Zentrum des Wohngebiets wurde abgerissen. Abgesehen vom Einzelhandel gibt es kaum Arbeitsmöglichkeiten im Viertel. Der einzige Großbetrieb, eine Molkerei, wurde Anfang der 1990er Jahre geschlossen.

Dies ist die heutige Gestalt Hegermühles⁴⁶:

Die in gedämpften Farben gestrichenen Wohnblocks sind so ineinander verschoben, dass sie große,

⁴² Wischer/Kliemke (1998: 24)

⁴³ ebd.

⁴⁴ Vgl. Grau (2009: o.S.)

⁴⁵ Vgl. Klementz (2005: 11). Vgl. auch Fig. 4 im Anhang

⁴⁶ Vgl. Fig. 1 und Fig. 10 im Anhang

offene Höfe mit Grünflächen und Spielplätzen bilden. Der Straßenverkehr wird so weitgehend von den Fußwegen getrennt und um die Wohnbereiche herum geleitet.⁴⁷ In den Innenhöfen befinden sich auch drei Flachbauten, in denen die folgenden Einrichtungen ihren Sitz haben: zwei Kindertagesstätten, eine Zweigstelle der Stadtbibliothek, die Kinder- und Jugendbegegnungsstätte „Domizil“ sowie der „Sozialpark Märkisch-Oderland“, der sich als „*Koordinierungs- und Beratungsstelle für Zuwanderer*“⁴⁸ versteht. Vier solitäre Bauten im Norden des Wohngebiets sind speziell für ältere Bewohner saniert und mit Aufzügen versehen worden.⁴⁹ Etwa in der geografischen Mitte des Wohngebiets liegt das Zentrum, an dem sich die Schule, das Ambulatorium, die „Bürgerstube“ (eine Art Klub- und Veranstaltungsraum, der von der SWG unterhalten wird) und die meisten Geschäfte befinden.⁵⁰ Im Osten wird Hegermühle begrenzt durch einen Grünstreifen mit diversen Spiel- und Sportplätzen sowie durch die Gleise der S-Bahn, hinter denen sich der Herrensee befindet, im Süden durch die Einfamilienhäuser der Garzauer Straße. Im Norden geht das Wohngebiet über in das Gelände des „Handelscentrums“⁵¹ und in das „Dichterviertel“, ein neueres Einfamilienhausgebiet. Die Einfamilienhaussiedlung „Am Stadtwald“, ein weiteres Produkt der jüngeren Suburbanisierung Strausbergs, befindet sich im Westen hinter der Ernst-Thälmann-Straße. Hier liegen auch die Bus- und Straßenbahnanschlüsse des Viertels.

1.6. Das Image Hegermühles

Wie viele ähnliche Wohngebiete auch, hat Hegermühle ein Imageproblem.⁵² Dies möchte ich an einer Auswahl von Zitaten der Wohnungsbaugesellschaften demonstrieren. Ein Beispiel aus dem SWG-Blatt „Zuhause“ zeigt, wie das Wohngebiet von seinen Verwaltern präventiv gegen Kritik in Schutz genommen wird: „*Rund 3600 Lebensläufe treffen hier aufeinander. Für sie sollte man sich Zeit nehmen, damit der bunte Hegermühler Bilderbogen nicht zu schwarzweißer Momentaufnahme und raschem Vorurteil wird.*“⁵³

⁴⁷ Vgl. Fig. 2 und Fig. 3 im Anhang

⁴⁸ Sozialpark Märkisch-Oderland e.V. (o.J.: o.S.). Vgl. auch Fig. 4 im Anhang

⁴⁹ Vgl. Fig. 5 im Anhang

⁵⁰ Vgl. Fig. 8 im Anhang

⁵¹ Vgl. Fig. 9 im Anhang

⁵² Dies bestätigt Mehner, die den Imageverlust des Wohngebiets zurückführt auf die wachsende „*Zahl der sozial schwachen Familien für die meist nicht die Lage, sondern die Miete der Wohnungen ausschlaggebendes Kriterium ist.*“ (Mehner 2009: 22)

⁵³ o.N. (2006a: 10)

In einer anderen Ausgabe der gleichen Publikation wird der Bauingenieur Klaus E. Krug herangezogen, um das Für und Wider der Konstruktion von Plattenbauten zu diskutieren. Auch er schließt mit einer Inschutznahme des Wohngebiets und seiner Verwaltung:

„Wenn nun noch seitens der Bewohner gemeinsam mit dem Vermieter SWG das Bestreben da ist, Ordnung und Sauberkeit zu halten, Vandalismus zu melden, Service zu bieten und zu schätzen, nicht jeglichen Frust, der andere Ursachen hat, auf das Wohngebiet zu 'schieben' – dient das der Gemeinschaft, aber auch jedem Einzelnen. Dann zeigt sich: die 'Platte' ist viel besser als ihr Image.“⁵⁴

Ähnlich wird in einem Presseartikel über Sanierungsmaßnahmen im Wohngebiet berichtet: *„In der Strausberger Plattenbausiedlung Hegermühle, lässt es sich besser wohnen, als allgemein vermutet wird. Dies ist das Credo der Wohnungsverwalter vor Ort.“⁵⁵* Das Anzeigenblatt „BAB-LokalAnzeiger“ schreibt über den Vorstand der WBG „Aufbau“: *„Er kann das Vorurteil, das manchmal gegenüber Hegermühle geäußert wird, ebenso wenig nachvollziehen wie seine Mieter.“⁵⁶*

Der SWG-Verwalter Hartmut Ehrlich äußert:

„Hegermühle ist für mich ein Wohngebiet, wie viele andere auch. Jedes Wohngebiet hat seine Besonderheit. Die ist so schlecht nicht, wie man sie redet. Die Aussage mit dem 'Getto' [sic] oder 'es wohnen hier nur Ausländer' ist eigentlich völliger Schwachsinn, weil die Anzahl der Ausländer unter 2 % liegt, dass [sic] ist wesentlich weniger als zum Beispiel in dem Wohngebiet 'Garzauer Chaussee', es redet aber keiner darüber.“⁵⁷

All den zitierten Verlautbarungen ist gemeinsam, dass sie auf eine Kritik reagieren, die von ihren Verfassern implizit angenommen wird. Wenn man in der Strausberger Öffentlichkeit über Hegermühle spricht oder schreibt, so scheint es, muss man zuerst negative Urteile über das Wohngebiet widerlegen, die allgemein verbreitet sind.

In den meisten Interviews, die ich im Laufe meiner Studie führte, wiederholten sich ähnliche Aussagen der Bewohner über das schlechte Bild Hegermühles in der Öffentlichkeit. Dabei fielen Begriffe und Bilder wie „Ghetto“ und „sozialer Brennpunkt“ auf der einen Seite sowie „Schlafstadt“ und „langweilig“ auf der anderen Seite. Die Befragten wiesen diese Außenwahrnehmung fast immer zurück und verwiesen auf Tatsachen, die dem negativen Urteil widersprechen, oder setzten ihm positive Erscheinungen in anderen Bereichen entgegen. Auch das Stereotyp des „hohen Ausländeranteils“ (vor allem an Spätaussiedlern aus der ehemaligen UdSSR)

⁵⁴ o.N. (2006b: 10)

⁵⁵ Fink (2007: 3)

⁵⁶ Oehme (2007: 2)

⁵⁷ Kampa/Kastler (2004b: o.S.)

wurde oft genannt, wobei die Interviewten offenbar davon ausgingen, dass dieser hohe Anteil von Außenstehenden als negativ angesehen würde, und vorsorglich angaben, sie selbst hätten keine schlechten Erfahrungen mit Einwanderern gemacht.

Hegermühle leidet unter der Wahrnehmung als „Problembezirk“, die das Wohngebiet mit den meisten deutschen Großsiedlungen teilt. Doch auch unter den Bewohnern selbst steht das Wohngebiet in der Kritik. Eine „Identitätsanalyse für die Stadt Strausberg“, im Auftrag der Stadtverwaltung 2000 / 2001 von der „Camino - Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung im sozialen Bereich gGmbH“ auf Basis von 400 Telefoninterviews durchgeführt, erbrachte unter den Bewohnern folgende Ergebnisse:

- *„Freizeitmöglichkeiten und Nachbarschaft sind unterdurchschnittlich*
- *die Initiativen der Stadtverwaltung für Familie, Senioren, Jugendliche und Behinderte sind nicht ausreichend*
- *die Wohnzufriedenheit ist unterdurchschnittlich*
- *die Perspektive im Stadtteil wohnen zu bleiben genießt keinen hohen Stellenwert [...]*
- *die Mitarbeit in Bürgervereinen ist gering*
- *die Bereitschaft, an der Gestaltung des Stadtteils aktiv mitzuarbeiten, ist gering, wäre jedoch in einem Bürgerverein am ehesten denkbar“⁵⁸*

Das Viertel wurde zu diesem Zeitpunkt von seinen Bewohnern im Durchschnitt also als wenig attraktiver Wohnort bewertet, es bestand aber auch nur eine geringe Bereitschaft, selbst an der Vergrößerung der Wohnqualität mitzuwirken.

Eine 2009 durchgeführte quantitative Studie der Bachelorantin Maxi Mehner zur präventiven Stadtgestaltung in Hegermühle kommt zu positiveren Ergebnissen. Auch wenn die Befragten bestimmte Orte als unsicher in Bezug auf Straftaten und Belästigung einschätzten, ist laut Mehner diese Einschätzung als „Angst-Orte“ rein subjektiv. Nicht eine reale, etwa durch die Kriminalstatistik belegte Bedrohung, sondern die Gestaltung der Orte in puncto Einsehbarkeit und Beleuchtung sei die Ursache für diese Bewertung.⁵⁹ Vierunddreißig Prozent der Befragten bewerten die allgemeine öffentliche Sicherheit im Wohngebiet als „sehr gut“ oder „gut“, 43 Prozent mit „geht so“.⁶⁰ Zwei Drittel bejahen die Frage, ob sie weiter hier wohnen bleiben wollen.⁶¹ Allerdings stellt

⁵⁸ Schulze/Grau (2006: 45)

⁵⁹ Vgl. Mehner (2009: 2)

⁶⁰ Vgl. ebd. (51)

⁶¹ Vgl. ebd. (50)

auch Mehner ein bleibend schlechtes Image Hegermühles fest, welches ihr zufolge „*eher geprägt [wird] durch die soziale Struktur der Bewohner als durch die Baustruktur.*“⁶²

1.7. Initiativen lokaler Akteure

Gegen das negative Image und gegen bestehende Problemlagen im Viertel gibt es sowohl von kommunaler Seite als auch von Seiten der Bewohner verschiedene Initiativen.

Bereits in den 1990er Jahren gründeten sich zwei bürgerschaftliche Vereine im Wohngebiet. Der „Bürgerverein Hegermühle e.V.“ machte es sich zur Aufgabe, die nach dem Ende der DDR deutlich reduzierten Freizeitgestaltungsmöglichkeiten für Jugendliche durch die Gründung der Kinder- und Jugendbegegnungsstätte „Domizil“ zu kompensieren, die auch heute noch der einzige Jugendclub im Wohngebiet ist. Eine Seniorengruppe im Verein organisiert darüber hinaus regelmäßige Veranstaltungen für ältere Bewohner. Der Sozialpark Märkisch-Oderland dagegen widmet sich insbesondere der sozialen Integration von Spätaussiedlern, etwa durch Kinderbetreuung, Sprachkurse und Hilfe mit Behörden.

Als 2005 der Beschluss zum Abriss des Grundschulgebäudes gefasst wurde, bildete sich eine Bürgerinitiative zur Rettung eines 1988 geschaffenen Glasmosaiks im Eingangsbereich des Gebäudes. Es gelang ihr, die Kosten für die nötige Sanierung des Kunstwerks aufzubringen; die Stadt gab ebenfalls einen größeren Betrag hinzu. So konnte erreicht werden, dass das Mosaik heute an einer freistehenden Wand am ehemaligen Standort der Schule im Wohngebietszentrum seinen Platz hat.⁶³ Die Initiative fand zu dieser Zeit einen großen Widerhall in der regionalen Presse und der kommunalen Politik.

In den letzten Jahren wurden von kommunaler Seite verschiedene Maßnahmen zur Bekämpfung der Kriminalität im Viertel unternommen. So wurde ein Ortsbüro des zuständigen Revierpolizisten im Wohngebiet eröffnet, und die SWG lässt seit 2005 einen Berliner Sicherheitsdienst durch ihre Grundstücke patrouillieren, um gegen Vandalismus und Ruhestörung vorzugehen. Des Weiterem wurde im Mai 2009 von der Stadt der öffentliche Alkoholkonsum am zentralen Platz verboten,

⁶² ebd. (38)

⁶³ Vgl. Fig. 6 und Fig. 7 im Anhang

nachdem es längere Zeit Beschwerden seitens der Schulen über Belästigungen ihrer Schüler durch Alkoholkonsumenten gegeben hatte.⁶⁴ Darüber hinaus richtet die SWG seit einigen Jahren einen jährlichen Wettbewerb unter ihren Mietern in Hegermühle aus, bei dem der am schönsten gestaltete Balkon prämiert wird.

2. Methoden

Die Antwort auf die Frage, welche Methoden für eine wissenschaftliche Studie adäquat sind, wird im Wesentlichen durch zwei Faktoren begrenzt: einerseits das Erkenntnisinteresse sowie die Natur des Feldes, das erforscht werden soll, und andererseits die logistischen Rahmenbedingungen. Der erste Faktor bestimmt, welche Daten sinnvoller Weise generiert werden *sollten* und auf welche verzichtet werden kann, da sie zur Klärung der Fragestellung nichts beitragen. Der zweite Faktor dagegen bestimmt, welche Daten generiert werden *können*, in dem Sinne, dass ausreichend personelle, professionelle, materielle und zeitliche Ressourcen zur Verfügung stehen.

Im Falle dieser Studie bestand das Erkenntnisinteresse darin, die Beschaffenheit bestimmter Bewusstseinsformen innerhalb einer klar abgrenzbaren Grundgesamtheit empirisch zu erforschen. Die methodischen Folgen, die sich daraus ergaben, werden in den folgenden Abschnitten behandelt.

Auf logistischer Ebene bestand der Rahmen meiner Arbeit darin, dass ich sie allein und innerhalb der Frist von sechs Monaten zu absolvieren hatte. Dadurch war ich zu einer Eingrenzung der zu erhebenden und auszuwertenden Datenbasis angehalten.

2.1. Qualitativer Forschungsansatz

Vor dem Hintergrund dieser beiden Bedingungen stellte sich die Frage, welcher wissenschaftliche Ansatz empirischer Forschung am sinnvollsten ist. Da der Anspruch der Studie darin bestand, einen Inhalt zu erforschen, und nicht darin, die statistische Verbreitung dieses Inhalts innerhalb der Grundgesamtheit zu bestimmen, entschied ich mich für einen qualitativen Forschungsansatz.

⁶⁴ Vgl. Oehme (2009: 3)

Im Gegensatz zur quantitativen Forschung, die im Wesentlichen Theorien über ihre Gegenstände an den Gegenständen überprüft, ist es Ziel der qualitativen Forschung, im Untersuchungsprozess neue Theorie zu generieren.⁶⁵ Theoretisches Wissen, das vor der Datenerhebung beim Forscher immer vorhanden ist, gilt hierbei als „*Vorverständnis über die zu untersuchende Gegebenheit*“ und „*soll als vorläufig angesehen und mit neuen, nicht kongruenten Informationen überwunden werden.*“⁶⁶

Meine Fragestellung zielt darauf ab, welche Formen positiver Identifikation mit ihrem Wohngebiet unter den Bewohnern von Strausberg-Hegermühle vorkommen. Ich hielt es deswegen für sinnvoll, möglichst offen auf die Bewohner zuzugehen, um herauszufinden, worin sie konkret ihr jeweiliges subjektives Verhältnis zum Viertel artikulieren, welche Eigenschaften des Viertels dabei relevant sind und wogegen sich die Befragten in diesem subjektiven Verhältnis abgrenzen.

Im Rahmen des Studiums der Fachliteratur und der Recherche über das Wohngebiet hatte ich mir bereits Vorannahmen über die Antworten auf diese Fragen gebildet. Diese Vorannahmen eliminierte ich nicht. Stattdessen bemühte ich mich, sie zu kontrollieren, um nicht von vornherein Aspekte des Feldes aus der Untersuchung auszuschließen, die für die Beantwortung meiner Fragestellung interessant sein könnten.

Die logistischen Bedingungen wirkten auf diese Studie vor allem in Bezug auf die Auswahl der Fälle. Die Datenerhebung und -auswertung ist, bezogen auf den einzelnen Fall, in der qualitativen Forschung ungleich aufwändiger als in der quantitativen. Daher kommt der Auswahl der Fälle, die untersucht und in der Darstellung der Ergebnisse berücksichtigt werden sollen, eine große Bedeutung zu. Unter den bestehenden Rahmenbedingungen in puncto Durchführung der Studie und Darstellung der Ergebnisse stellte sich mir die Aufgabe, mit wenigen Fällen so umzugehen, dass aus ihnen eine möglichst große Aussagekraft in Bezug auf mein Erkenntnisinteresse gewonnen werden konnte.

⁶⁵ Selbstverständlich kann auch quantitative Forschung neue Theorie hervorbringen, etwa wenn eine Hypothese sich bei ihrer empirischen Prüfung als falsch herausstellt und infolge dessen eine neue Hypothese aufgestellt wird, oder wenn bei der Auswertung des Materials ein neuer statistischer Zusammenhang entdeckt wird. Der Unterschied zur quantitativen Forschung besteht aber darin, dass in der quantitativen Forschung die Generierung von Theorie und ihre Überprüfung an der Empirie immer in getrennten Arbeitsschritten vorgehen, während sie in der qualitativen Forschung in eins fallen.

⁶⁶ Gerhard Kleining: Umriss zu einer Methodologie qualitativer Sozialforschung. In: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 34, S.224-253. Zit. n. Flick (1999: 57)

2.2. Feldexploration

In der Durchführung meiner Studie erschien es mir ratsam, unterschiedliche Methoden der Datenerhebung zu kombinieren. Teilweise geschah dies systematisch, da ich auf verschiedenen Entwicklungsstufen meiner Untersuchung auch verschiedenartige Daten benötigte. Teilweise geschah es aber auch aufgrund äußerer Umstände. So boten einige der Personen, mit denen ich Interviews führte, spontan an, mich auf einem Spaziergang durch ihr Wohngebiet zu führen.

Der erste Schritt der Forschung bestand für mich darin, das Feld zu bestimmen, das ich zu untersuchen hatte. Neben der üblichen Sichtung der einschlägigen Fachliteratur sowie der Recherche in der Lokalpresse und auf Internetseiten mit lokalem Bezug erfolgte mein erster Zugang zum Feld durch protokollierte Begehung und teilnehmende Beobachtung.

Die erste Erschließung meines Untersuchungsfeldes geschah mittels protokollierter Exkursionen ins Wohngebiet. Anfang Juni 2009 unternahm ich eine erste Exkursion mit dem Ziel, Eindrücke vom städtebaulichen Aufbau Hegermühles sowie von der Zusammensetzung seiner Bevölkerung zu gewinnen. Dafür hielt ich mich etwa drei Stunden im öffentlichen Raum des Wohngebiets auf (Straßen, Plätze, Innenhöfe, Geschäfte) und protokollierte alles, was mir in irgendeiner Weise bemerkenswert erschien. Dies tat ich nach den Grundsätzen: „*Wer tut was mit wem, wann und wo?*“⁶⁷, und: Welche Formen sozialer Praxis sind an den Orten objektiviert? Insofern war nicht nur von Interesse, welche Akte sozialer Praxis unmittelbar zu beobachten waren, sondern auch, welche Zeugnisse vergangener Praxis erfahrbar waren, etwa Plakate, Graffiti, Bauten oder Nutzungsspuren an Gegenständen (z.B. beschädigte Sitzbänke oder renovierte Spielplätze).

In der Protokollierung meiner Beobachtungen hielt ich mich an die von Aglaja Przyborski und Monika Wohlrab-Sahr empfohlene Unterscheidung zwischen empirischen Beobachtungen, Kontextinformationen, methodischen und Rollen-Reflexionen sowie theoretischen Reflexionen.⁶⁸ Diese Unterscheidung berücksichtigt die unterschiedlichen Ebenen, auf denen die Empirie durch den protokollierenden Forscher verarbeitet wird. Neben den Phänomenen, die in der Empirie beobachtet werden, gehören dazu auch die Reflexionen, die der Forscher im Erhebungs- und Protokollierungsprozess über seine Beobachtungen anstellt. Diese Reflexionen betreffen zum einen die Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich die Phänomene abspielen (z.B. soziale, historische

⁶⁷ Przyborski/Wohlrab-Sahr (2008: 64)

⁶⁸ Vgl. ebd. (63ff.)

oder rechtliche Bedingungen). Zum anderen betreffen sie die Einflüsse, die der Forscher mit seiner Person und seinen Forschungsmethoden auf die Beobachtung ausübt. Und schließlich richten sich diese Reflexionen auch darauf, vorläufige Überlegungen zur Erklärung der beobachteten Akte anzustellen.

Ende Juni 2009 unternahm ich eine zweite Exkursion ins Feld. Während ich meine Beobachtungen beim voran gegangenen Mal um die Mittagszeit angestellt hatte, wählte ich diesmal den späten Nachmittag, da ich der Frage nachgehen wollte, wie der öffentliche Raum im Wohngebiet nach Ende eines Arbeits- bzw. Schultags genutzt wird.

Weitere Begehungen des Feldes erfolgten in Form von Führungen, die mir einige Interviewpartner von sich aus anboten, um mir zu zeigen, welche Orte im Wohngebiet für sie bemerkenswert sind.

Über eine schriftliche Anfrage bei der SWG kam ich in Kontakt mit einem für Hegermühle zuständigen Verwalter, der mich einlud, ihn einen Tag lang bei seiner Arbeit zu begleiten. Hierbei konnte ich durch teilnehmende Beobachtung an Beratungsgesprächen, Wohnungsbesichtigungen sowie Besprechungen mit Hausmeistern und Handwerkern Informationen über die Sozialstruktur und bauliche Ausstattung des Wohngebiets sammeln. Des weiteren ergab sich eine Reihe von spontanen Kurzinterviews mit Mietern. Die dabei gesammelten Angaben halfen mir bei der Einschätzung, wie verbreitet bestimmte, in den förmlichen Interviews geäußerte Ansichten in der Wohngebietsbevölkerung sind.

In der Auswertung meines Materials dienten mir die Daten, die ich bei den Exkursionen gewonnen hatte, vor allem als Hinweise, wonach ich weiter recherchieren müsste, wer noch als Interviewpartner in Frage käme und worauf ich in den Interviews zu achten haben würde. Aufgrund der unsystematischen und methodisch nur gering kontrollierten Formen der Datengewinnung, die bei meinen Exkursionen zur Anwendung kamen, sind die so erhobenen Daten nicht direkt vergleichbar mit denen, die in der Literaturrecherche oder in den methodisch elaborierteren Interviews gewonnen wurden. Darum habe ich, wo immer es möglich war, jene Angaben durch besser überprüfbare Quellen verifiziert. Ich verwende sie im weiteren Verlauf der Arbeit, entsprechend kenntlich gemacht, als Ergänzungen zu den Fallstudien.

2.3. Sampling

In der Wahl der meiner Interviewpartner ging ich nach dem von Uwe Flick formulierten Prinzip vor, dass „[b]ei der Auswahl der untersuchten Subjekte [...] deren Relevanz für das Thema statt Repräsentativität leitend [ist]. Es geht nicht um die Reduktion von Komplexität durch Zerlegung in Variablen, sondern um die Verdichtung von Komplexität durch Einbeziehung von Kontext.“⁶⁹ Deswegen wählte ich das von Barney G. Glaser und Anselm L. Strauss entwickelte Konzept des theoretischen Sampling. Dieses besteht darin, auf Basis des jeweiligen Standes der Theoriebildung Schritt für Schritt neue Subjekte auszuwählen. Der zu erwartende Gehalt an neuem Wissen, das durch neue Subjekte generiert werden kann, bildet den Maßstab für ihre Aufnahme ins Sample. Der Prozess des Sampling läuft so lang, bis ein Grad der theoretischen „Sättigung“ erreicht ist, bis also zu erwarten ist, dass eine weitere Erhebung nichts wesentlich Neues zur Klärung der Fragestellung beitragen wird.⁷⁰

Für meine Studie strebte ich ein Sample an, das nicht eine verkleinerte Abbildung der quantitativen Verteilung verschiedener Bevölkerungsgruppen im Wohngebiet ist, sondern in dem jeder vorgestellte Fall neue Perspektiven eröffnet. Deswegen war es wichtig, dass das Sample nach Geschlecht, Alter, Herkunft (gebürtige Strausberger, Zuzügler aus anderen Orten und anderen Staaten) und vor allem nach den Arten der Identifikation mit dem Stadtteil möglichst heterogen ist. Deshalb taucht auch ein Fall in meiner Präsentation auf, in dem die Befragte eine distanzierte bis ablehnende Haltung gegenüber dem Wohngebiet und seiner Bevölkerung an den Tag legt. Vor dieser Kontrastfolie sind die verschiedenen positiven Identifikationsformen deutlicher sichtbar.

2.4. Interviewführung

Bei der Interviewführung orientierte ich mich an dem von Andreas Witzel entwickelten Konzept des Problemzentrierten Interviews (PZI).⁷¹ Dieses Konzept besteht in einer am jeweiligen Gegenstand orientierten Kombination verschiedener Formen der Datenerhebung. Gegenstandsorientierung bedeutet nach Witzel, dass:

⁶⁹ Flick (1999: 57)

⁷⁰ Vgl. Strauss/Glaser (2007)

⁷¹ Vgl. Witzel (1989). Vgl. auch ders. (1982); ders. (2000)

„[die] Teilelemente [der Methodenkombination] zunächst die prinzipielle Sicherstellung eines geeigneten Zugangs zu Handlungs- und Bewußtseinsanalysen bieten sollen. Die Anordnung der einzelnen Methoden sowie deren jeweilige Gewichtung und Modifizierung im Verlauf der Analyse hängt vom jeweiligen Gegenstand ab.“⁷²

In dem von mir gewählten Zugang habe ich deshalb bewusst auf einige der Teilelemente verzichtet, die Witzel in seinen Publikationen zum PZI behandelt. Die folgenden Instrumente kamen in meiner Interviewpraxis zum Einsatz⁷³: Als Grundlage der Befragungen diente ein Leitfaden, der die thematischen Felder abdeckte, die zu meiner Fragestellung gehörten. Diesen handhabte ich flexibel je nach Verlauf des Gesprächs. Zusätzlich ließ ich die Befragten einen Kurzfragebogen ausfüllen. Mit diesem gliederte ich Fragen zu statistischen Angaben aus dem Interviewprozess aus, die die Erzählung ansonsten unterbrochen hätten. Die Interviews selbst zeichnete ich mittels eines Diktiergeräts auf. Unmittelbar im Anschluss an die Befragungen schrieb ich jeweils ein Postscriptum. In diesen kurzen Berichten über Umstände und Verlauf der Interviews hielt ich erste Reflexionen über die Befragung und Informationen fest, die nicht akustisch aufgezeichnet werden konnten.

In der Durchführung der Interviews hielt ich mich an Witzels Position, die Subjektivität des Forschers mit seinem theoretischen Vorwissen und seinem Gesprächsverhalten nicht als Störfaktor zu betrachten, der die Untersuchungsergebnisse verzerrt. Stattdessen solle der Wissenshintergrund in der Untersuchung offen gelegt und systematisiert werden, um so seinen Einfluss auf den Forschungsprozess nutzbar zu machen.

Mit Hilfe dieser Techniken führte ich von Juni bis November 2009 insgesamt zehn Interviews, von denen letztendlich fünf als Fallstudien in diese Arbeit eingingen. Diese Interviews waren fokussiert auf die folgenden Themenfelder, die in den Interviewleitfaden eingingen:

- die typische Tages- und Freizeitgestaltung der Befragten. Hiermit sollte die Relevanz von Einrichtungen der Bevölkerung im Wohngebiet für den Alltag der Befragten ergründet werden.
- die Verknüpfung der Biografie des Befragten mit dem Wohngebiet. Dabei ging es zum einen um die Gründe, die zur Wahl Hegermühles als Wohnort geführt hatten. Zum zweiten zielte diese Frage darauf, wie die Entwicklung des Wohngebiets seit dem Einzug subjektiv wahrgenommen wird. Damit sollte untersucht werden, wie sehr der Stadtteil von den

⁷² Witzel (1989: 232)

⁷³ Vgl. ebd. (235ff.)

Interviewpartnern überhaupt als Bezugsrahmen ihrer Biografie von Belang ist, oder ob dabei z.B. die Stadt als Ganzes, die Region oder das Land wichtiger sind.

- die Frage, unter welchen Umständen sich die Person einen Wegzug aus Hegermühle vorstellen könne, und welchen Wohnort sie in diesem Fall wählen würde. Hiermit sollte herausgefunden werden, wie stark die Bindung der Befragten an das Wohngebiet sei.
- die Wahrnehmung des Wohngebiets durch Menschen an anderen Wohnorten, und die Gründe für sein Image. Dies soll einerseits ergründen, wie sehr sich die Interviewpartner für den Ruf ihres Viertels interessieren (inwieweit sie also überhaupt Auskunft darüber geben konnten), und andererseits, ob dieses von ihnen wahrgenommene Image ihrer eigenen Sicht auf das Viertel entspricht.
- die Wahrnehmung des Wohngebiets durch die Befragten selbst, und was sie als das Wesentliche des Wohngebiets begreifen. Diese Frage zielte darauf, worin das subjektive Verhältnis der Interviewpartner zur Siedlung besteht, und welche Faktoren (z.B. biografische Bindung, Bekanntenkreis, pragmatische Nutzung für den Alltag) sie an ihr als relevant ansehen.
- die Prognose der weiteren Entwicklung Hegermühles. Neben den Erwartungen für die Zukunft des Viertels ging es hier auch darum, die voraussichtliche Reaktion der Befragten auf diese Zukunft zu erfahren, und welche Möglichkeiten sie sehen, auf die Entwicklung des Wohngebiets Einfluss zu nehmen.

2.5. Transkription

In der Transkription der Tonaufnahmen ließ ich mich durch die Empfehlungen Sabine Kowals und Daniel C. O'Connells⁷⁴ leiten. Um die Transkription auf diejenigen Merkmale des Gesprächsverhaltens zu beschränken, die für meine Analyse relevant waren, und um sowohl den Fluss des ursprünglichen Gesprächs als auch die Lesbarkeit zu erhalten, entschied ich mich, möglichst wenige Merkmale des Gesprächsverhaltens durch Symbole zu kennzeichnen, und Färbungen der Sprache durch Dialekte und Umgangssprache zu erhalten.

⁷⁴ Vgl. Kowal/O'Connell (2007: 444f.)

2.6. Auswertung

Für die Auswertung der Daten wählte ich den konzeptuellen Rahmen der Grounded-Theory-Methodologie von Glaser und Strauss⁷⁵. Mein Datenmaterial (Interviewtranskripte, Postscriptum-Notizen und Feldprotokolle) unterzog ich der theorieorientierten Kodierung gemäß Strauss' Konzept-Indikator-Modell⁷⁶. Dieses Modell begreift Handlungen der Akteure als Indikatoren für theoretische Konzepte, die aus der Analyse der Handlungen heraus erfasst werden können. Auf einer abstrakteren Ebene der Analyse werden diese Konzepte zu Kategorien weiterentwickelt, die einen höheren Grad an allgemeiner Gültigkeit haben. Meine Arbeit entstand in einem ständigen Wechselspiel von Datenerhebung und Auswertung durch das Schreiben theoretischer Memos, aus denen letztendlich der vorliegende Text hervorging.

2.7. Anonymisierung

Aus der Natur des Untersuchungsfeldes ergaben sich spezifische Probleme für die Anonymisierung. Hegermühle ist ein überschaubarer Raum, in dem sich zwar nicht alle persönlich kennen, in dem aber bestimmte Personen über ihre exponierte gesellschaftliche Funktion leicht von „Insidern“ identifiziert werden können. Auch wenn ich meine Interviewpartner im Vorfeld über die Anonymisierung ihrer persönlichen Daten in meiner Präsentation informiert hatte und sie in die Verarbeitung und Veröffentlichung ihrer Aussagen eingewilligt hatten, wählte ich darum einen höheren Grad der Anonymisierung, um sicherzugehen, dass ich meiner Pflicht zur Wahrung ihrer Persönlichkeitsrechte nachkomme.⁷⁷

Für außerhalb des Untersuchungsfeldes stehende wissenschaftliche Fachfrauen und -männer, die diese Arbeit lesen, wird die Unkenntlichmachung von Namen, Adressen und Datumsangaben genügen. In der Darstellung hatte ich aber auch Einwohner des Wohngebiets selbst als Publikum im Blick. Schließlich hatten fast alle der von mir Befragten darum gebeten, am Ende die fertige Arbeit lesen zu dürfen. Wegen der beruflichen Tätigkeiten und des privaten Engagements der Befragten

⁷⁵ Vgl. Strauss/Glaser (2007); Strauss (1991)

⁷⁶ Vgl. Strauss (1991: 54)

⁷⁷ Eines der Grundprinzipien des „Internationalen Kodex für die Markt- und Sozialforschung“ lautet: „Die Rechte der Befragten als Privatpersonen müssen von den Marktforschern respektiert werden und sie dürfen nicht geschädigt oder benachteiligt werden als unmittelbare Folge ihrer Teilnahme an einem Marktforschungsprojekt.“
ICC/ESOMAR (2007: 2)

konnte ich nicht völlig ausschließen, dass manche Einwohner aus meiner Arbeit herauslesen könnten, wer sich hinter den geänderten Namen verbirgt.

Zwar gaben fast alle Interviewpartner explizit an, dass sie nicht auf einer Anonymisierung bestünden, da sie völlig hinter ihren Aussagen stünden, doch dies befreit mich nicht von der Pflicht, Qualitätsstandards der sozialwissenschaftlichen Arbeit zu beachten.⁷⁸ Hinzu kommt, dass einige der von mir Befragten bereits in der regionalen Presse und in lokalhistorischen Werken ihre Lebensgeschichten erzählt haben, so dass den Lesern dieser Publikationen der Rückschluss aus meiner Arbeit auf die konkreten Personen möglich sein wird.

Bei ähnlichen Studien sind Forscher diesem Problem begegnet, indem sie in ihren Veröffentlichungen auch die Namen der Erhebungsorte änderten.⁷⁹ Diesen Weg befand ich für nicht zweckmäßig, da Strausberg als ehemaliger Standort des Ministeriums für Nationale Verteidigung leicht zu identifizieren gewesen wäre.

Abgesehen von der Unkenntlichmachung der üblichen persönlichen Daten, hält sich diese Arbeit zusätzlich an folgende Regeln: Alle Angaben verarbeite ich nur so weit, wie ich annehmen kann, dass sie das Ansehen der Befragten in der lokalen Öffentlichkeit nicht wesentlich verändern. Darum verzichtete ich so weit wie möglich auf Details aus dem privaten Leben der Befragten, sofern sie nicht auch aus anderen, allgemein zugänglichen Quellen erhalten werden können (so hatten bspw. manche meiner Interviewpartner bereits in veröffentlichten Artikeln über ihren Einzug in Hegermühle berichtet). Aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes wurden deshalb einige Interviewpassagen nicht in die Darstellung einbezogen, obwohl sie von Interesse für die Studie gewesen wären oder bestimmte Entscheidungen der Befragten in ihrem Lebenslauf plausibler gemacht hätten.

3. Empirische Analyse

Nachdem ich das Feld umrissen habe, in dem ich meine Untersuchung durchführte, sowie die

⁷⁸ „Das Anonymisierungsgebot kann nicht dadurch aufgehoben werden, dass die betroffenen Personen in die Übermittlung oder Nutzung der erhobenen Daten in nicht anonymisierter Form einwilligen. Wegen dieses Anonymisierungsvorrangs darf in der Markt-, Meinungs- und Sozialforschung eine solche Einwilligung nicht eingeholt werden.“ ADM e.V. (2007: 1)

⁷⁹ Vgl. Schubert (2002); Matthiesen (Hg.) (2002)

Methoden, die dabei zur Anwendung kamen, werde ich nun die erhobenen Daten aufbereiten. Der empirische Teil meiner Arbeit beginnt mit einer kurzen Vorstellung der Teilnehmer meiner Studie. Darauf folgt der Vergleich der Umstände, unter denen der Einzug in das Viertel ablief. Im Anschluss untersuche ich, wie die Befragten die Entwicklung des Wohngebiets seit ihrem Einzug bewerten. Der folgende Abschnitt widmet sich der Frage, wie die Interviewpartner das öffentliche Image Hegermühles wahrnehmen, und welche Gründe sie für dieses Image sehen. Als nächstes analysiere ich, wie sie selbst das Viertel wahrnehmen und welches subjektive Verhältnis sie zu ihm haben. Sodann werden die Perspektiven dargestellt, die sie für die weitere Entwicklung Hegermühles sehen.

Die einzelnen Abschnitte sind in sich unterteilt nach den Fallstudien. Jeder Abschnitt schließt mit einem Vergleich der Fälle in einem kurzen Zwischenfazit.

3.1. Das Sample

Die Anbahnung an die Interviewpartner, die die Fälle für den empirischen Teil dieser Arbeit bilden, geschah auf verschiedenen Wegen. In der Annahme, dass die Bürger, die sich in Vereinen engagieren, eine größere Auskunftsbereitschaft gegenüber mir als Sozialforscher haben würden, durchsuchte ich zuerst das Vereinsregister der Stadt nach Organisationen, die im Wohngebiet aktiv sind. Dabei stieß ich auf den Bürgerverein Hegermühle e.V., der die Kinder- und Jugendbegegnungsstätte „Domizil“ betreibt. Meine Anfrage, ob seine Mitglieder mir helfen könnten, Kontakt zur Bevölkerung des Wohngebiets zu knüpfen, wurde umgehend beantwortet, und ich wurde vom Vereinsvorsitzenden zur Vorstandssitzung eingeladen, um mein Projekt vorzustellen.

Um mir ein erstes Bild von der Arbeit im „Domizil“ zu machen und für die Sitzung vorbereitet zu sein, stattete ich der Einrichtung einen Besuch ab und führte ein längeres Gespräch mit der aktuellen Leiterin Frau Duncker⁸⁰. Im Anschluss führte sie mich durch das Wohngebiet und zeigte mir vor allem Punkte, die sie in ihrer Eigenschaft als Jugendpädagogin bemerkenswert fand. Bei dieser Gelegenheit traf ich zum ersten Mal das Vereinsmitglied Herrn Anton.

Als ich schließlich zur Vorstandssitzung erschien und darum bat, mit einem der Mitglieder ein

⁸⁰ Alle Namen der Interviewpartner sind im Text geändert. Siehe dazu den Abschnitt 2.7.

Probeinterview führen zu dürfen, um die Tauglichkeit des Instrumentariums meiner Studie zu erproben, erklärte Herr Anton sich bereit, mir ein solches Interview zu geben. Ursprünglich hatte ich geplant, die Ergebnisse dieses Probeinterviews nicht zu veröffentlichen, sondern lediglich zur Vorbereitung der eigentlichen Befragung zu nutzen. Im Zuge der Interpretationsarbeit, und nachdem ich Auszüge aus der Transkription bei dem Kolloquium „Hermeneutische Interpretation“ (Universität Potsdam, unter Leitung von PD Dr. Irene Zierke und Prof. Dr. Erhard Stölting) vorgestellt hatte, kam ich jedoch zu dem Urteil, dass das Interview so großen Wert für meine Studie habe, dass ich es in die Darstellung einbeziehen wolle. Nach kurzer Rücksprache erklärte sich der Befragte damit einverstanden.

Herr Anton und Frau Duncker waren mir im weiteren Verlauf meiner Studie sehr behilflich und fragten im Personal und unter den Besuchern des „Domizil“ nach weiteren Personen, die Interesse an einer Teilnahme hätten. Auf diese Weise kamen die Interviews mit Frau Finke, Frau Ortrand und Herrn Nadic zu Stande.

Frau Duncker und Herr Anton unterstützten mich auch bei der Kontaktaufnahme zum Sozialpark Märkisch-Oderland, mit dem das „Domizil“ in vielen Punkten kooperiert, und empfahlen mir die Interviewpartner Frau Jedinaja und Herrn Meertens. Nachdem ich diesen das Anliegen meiner Studie vorgestellt hatte, erklärten sie sich umgehend zur Teilnahme an der Studie bereit.

Auf eine andere Weise ergab sich der Kontakt zu Herrn Ekowski. Auf ihn war ich bei meiner Recherche in der Regionalpresse gestoßen. In einem Porträt war seine Tätigkeit als Hobbychronist der Stadtteilgeschichte behandelt worden. Ich kontaktierte ihn telefonisch und stellte ihm mein Projekt vor. Ursprünglich hatte ich lediglich vorgehabt, ihn nach Hinweisen zu weiterer Literatur und Quellen für meine Arbeit zu fragen. Mein erstes formloses Gespräch mit ihm erwies sich aber als so ergiebig, dass ich ihn um ein Interview bat. Er stimmte zu, nachdem ich ihm die Wahrung des Datenschutzes zugesichert hatte. Da Herr Ekowski aufgrund seiner Chronistentätigkeit und seiner Eigenschaft als Fachmann des Bauwesens bereits zu verschiedenen Publikationen über das Wohngebiet beigetragen hatte, wollte er sichergehen, dass seine Angaben auch in seinem Sinne verwendet würden. Diese Zweifel konnte ich zerstreuen bis dahin, dass er sogar explizit die Anonymisierung seiner Aussagen ablehnte. Selbstverständlich sind seine Angaben in dieser Arbeit trotzdem anonymisiert.

Auch Herr Ekowski entwickelte schnell Begeisterung für mein Projekt. Er gab mir Einsicht in seine

private Sammlung von Fotos zur Wohngebietsentwicklung, schrieb mehrere kurze Texte über seine Ansichten zu Hegermühle für mich und lud mich nach dem Interview zu einer ausgedehnten, detailliert geplanten Besichtigung markanter Orte im Viertel ein. Ebenso wie zu Herrn Anton und Frau Duncker hielt ich zu ihm nach dem Interview noch länger Kontakt, da sie alle über den weiteren Verlauf meiner Arbeit informiert werden wollten und mich über ihre eigene Tätigkeit informieren wollten.

Den Kontakt zu meinem letzten Interviewpartner, Herrn Pohl, stellte für mich der Künstler Wolfgang Parschau her. Dieser hatte das in Abschnitt 1.7. genannte Mosaik am Eingang einer Schule im Wohngebiet entworfen und hatte Kontakt zu der Bürgerinitiative gehabt, die sich 2005 / 2006 für dessen Bewahrung eingesetzt hatte. Herr Pohl war an der Initiative beteiligt gewesen und erklärte sich bereit, mir über diese Arbeit Auskunft zu geben. In einem gemeinsamen Gespräch mit der Direktorin der Schule berichtete er über die Geschichte des Mosaiks. Im Anschluss schlug er vor, mich durch das Wohngebiet zu führen, und gab mir unterwegs ein Interview.

3.1.1. Herr Anton

Der ca. 60-jährige Herr Anton arbeitete zum Zeitpunkt des Interviews ehrenamtlich im „Domizil“, nachdem er dort vorher längere Zeit hauptamtlich beschäftigt gewesen war. Er zog 1982 mit seiner Familie in das Wohngebiet, als sich dieses noch im Aufbau befand, und lebt nun allein dort, während seine erwachsenen Kinder ins nahe Berlin gezogen sind. Als Angehöriger der Volkspolizei hatte er sich aus gesundheitlichen Gründen nach Strausberg versetzen lassen und war nach eigenen Angaben der erste Bewohner Hegermühles.

Infolge der Auflösung der Volkspolizei orientierte er sich beruflich neu und schloss sich dem Bürgerverein an, um die Interessen der Wohngebietsbevölkerung öffentlich zu vertreten. Obwohl er viel Kritik an der Situation im Wohngebiet formuliert, hat er eine durchgehend positive Identifikation mit seinem Stadtteil aufgebaut, den er gegen Kritik von außen in Schutz nimmt und für dessen (vor allem jugendliche) Bevölkerung er sich im Verein engagiert. Die eigene Position als erster Einwohner und als Mitbegründer einer ersten Interessenvertretungsinstanz der Einwohner kurz nach dem Ende der DDR spielt dabei eine große Rolle. Aus dieser symbolisch privilegierten Position zieht Herr Anton auch persönliche Verpflichtung gegenüber dem Wohngebiet und seiner

Bevölkerung.

3.1.2. Herr Ekowski

Bei Herrn Ekowski handelt es sich um einen Rentner von etwa 70 Jahren, der seit 1984 in Hegermühle lebt und bereits 15 Jahre zuvor aus einem Dorf in der Region nach Strausberg gekommen war. Der ledige und kinderlose Bauingenieur verfolgte den Aufbau des Wohngebiets von Anfang an mit großem Interesse und begann im Rahmen seiner späteren Tätigkeit in der kommunalen Wohnungsverwaltung, ein kleines Privatarchiv über die Entwicklung der Siedlung zu erstellen.

Als leidenschaftlicher Spezialist hat sich Herr Ekowski auch in seiner Freizeit immer ausgiebig mit seinem Fachgebiet, dem Bau- und Siedlungswesen, befasst. Darum nimmt er Fortschritte z.B. in der kommerziellen Versorgung oder der Freiflächengestaltung stärker wahr als andere Befragte, weil er den dahinter stehenden Aufwand zu schätzen weiß. Obwohl sein Umzug nach Strausberg ursprünglich nicht geplant war - er hatte in Berlin arbeiten wollen - entwickelte er aus der Beobachtung des Aufbaus vom Expertenstandpunkt heraus ein begeistertes Verhältnis zu Hegermühle. Die Siedlung machte er nicht nur beruflich, sondern auch privat zu seinem persönlichen Projekt. Bei ihm zeigt sich daher von allen Befragten am deutlichsten eine Sorge um die weitere Entwicklung des Wohngebiets bis hin zur Formulierung von Konzepten für eine Informationspolitik, um das Image des Viertels zu verbessern.

3.1.3. Frau Jedinaja

Frau Jedinaja ist eine ungefähr 60-jährige Mitarbeiterin des Sozialpark Märkisch-Oderland. Sie stammt aus der Wolgarepublik in der ehemaligen UdSSR und kam um die Jahrtausendwende zusammen mit ihrer Familie als Spätaussiedlerin nach Strausberg. Wegen der ihr bereits versprochenen Arbeitsstelle und wegen der Vorgaben des Sozialamts bezog sie eine Wohnung in Hegermühle. Sie ist Mutter dreier erwachsener Kinder, von denen zwei ebenfalls im Wohngebiet wohnen.

Der Identifikationsrahmen, den sie im Interview darstellte, war der der deutschen Kultur, der sie sich durch ihre Herkunft verbunden fühlt. Die Familie stammt von einem deutschen Einwanderer ab, und im Familienkreis wurde bis in ihre Kindheit Deutsch gesprochen. Das Wohngebiet hat geringere Relevanz als Bezugspunkt. Es ist für sie definiert durch seine Nützlichkeit als Ort der Alltagshandlungen, mit schnell erreichbar Arbeitsplatz und Geschäften. Eine darüber hinaus gehende emotionale Bindung zeigt sie nicht. Auf Probleme im Wohngebiet geht sie nur so weit ein, wie sie selbst unmittelbar betroffen ist; der Ruf des Wohngebiets wird von ihr nicht gesondert problematisiert.

3.1.4. Herr Pohl

Herr Pohl fiel insofern aus dem Rahmen, als er zum Zeitpunkt der Befragung schon seit langem nicht mehr in Hegermühle wohnhaft war. Der in Berlin lebende gebürtige Strausberger war während der 1980er Jahre nach seiner Heirat auf Wohnungssuche und erhielt eine Wohnung in Hegermühle zugeteilt. Als seine Ehefrau sich Anfang der 1990er Jahre selbständig machte, konnte die Familie sich ein eigenes Haus in einem anderen Stadtteil leisten. Herr Pohl hielt weiterhin Verbindung zu seinem alten Stadtviertel in seiner Funktion als Lokalpolitiker und -journalist, die er im Laufe der folgenden Jahre aufnahm.

Sein Verhältnis zu Hegermühle ist das eines Außenseiters, der sich der lokalen Bevölkerung professionell und persönlich verpflichtet fühlt. Als solcher versucht er, die Arbeit der Stadtverwaltung mit der Aktivierung lokalen Engagements zu verknüpfen. Herr Pohl ist Mitte 60 und verheirateter Vater einer erwachsenen Tochter, die im Strausberger Umland lebt.

3.1.5. Frau Finke

Ebenfalls aus Strausberg stammt die etwa 40-jährige Mitarbeiterin im „Domizil“, Frau Finke. Die Mutter zweier Kinder im schulpflichtigen Alter wechselte um 1990 wegen des höheren Wohnkomforts aus einer innerstädtischen Altbauwohnung nach Hegermühle. Schon zu diesem

Zeitpunkt plante sie, wieder in einen von ihr als schöner angesehenen Altbau zurückzukehren. Zum Zeitpunkt des Interviews hatte sie dieses Ziel noch nicht realisiert, hielt es aber weiterhin aufrecht.

Frau Finke beurteilt Hegermühle sehr kritisch. Die lokale Bevölkerung sieht sie durch einen durchweg niedrigen sozialen Status bestimmt, auf den diese mit Resignation reagiere. In ihrer Arbeit versucht Frau Finke, einzelnen Jugendlichen zu einem sozialen Aufstieg zu verhelfen. Hegermühle ist für sie sowohl in ästhetischer als auch in sozialer Hinsicht kein positiver Bezugspunkt, sondern ein Problembezirk, den sie von Anfang an wieder verlassen wollte. Einzig praktische Erwägungen halten sie vorerst noch hier, aber sie fühlt sich dem Ort weder durch Erinnerungen noch durch freundschaftliche Bindungen verbunden.

Mit ihrer negativen Bewertung des Lebens in Hegermühle steht Frau Finke im Kontrast zu den übrigen Teilnehmern meiner Studie. Aus diesem Grund habe ich ihren Fall mit in meine Darstellung aufgenommen, um die verschiedenen Formen positiver Identifikation vor diesem Hintergrund pointierter aufzeigen zu können.

3.1.6. Weitere Interviewpartner

Neben den ausgewählten Fällen interviewte ich weitere Einwohner Hegermühles, deren Aussagen ich im Folgenden bei Bedarf heranziehen werde, wo sie zur näheren Erklärung von Sachverhalten oder als Belege für die Verbreitung bestimmter Ansichten unter der Wohngebietsbevölkerung dienlich sind. Dazu gehören:

- Herr Meertens, zum Zeitpunkt des Interviews als Erzieher im Sozialpark tätig; aus dem Beneluxraum stammend und etwa 60 Jahre alt,
- Herr Nadic, Mitte 20 und im ehemaligen Jugoslawien geboren; zum Zeitpunkt des Interviews Industriearbeiter und verheirateter Vater eines kleinen Kindes,
- Frau Ortrand, eine Erzieherin im „Domizil“, Ende 40, entstammt der Region Mecklenburg.

3.2. Der Zuzug nach Hegermühle

Auf den folgenden Seiten werden die Umstände behandelt, unter denen die Befragten in das Wohngebiet Hegermühle zogen. Anhand der vergleichenden Fallanalyse soll gezeigt werden, welche unterschiedlichen Faktoren dazu führen können, sich für einen Wohnort wie Hegermühle zu entscheiden, und wie die Befragten diese Entscheidung rückblickend bewerten. Darüber hinaus wird dargestellt, wie die ersten Monate im Viertel für die Interviewpartner abliefen. Damit will ich untersuchen, welche Faktoren es begünstigten oder hemmten, dass die neu Hinzugezogenen sich im Viertel heimisch fühlten.

3.2.1. Herr Anton

Mein erster Interviewpartner Herr Anton stellte sich als die Person heraus, die nach eigener Aussage erster Einwohner Hegermühles war. Diesen zweifellos außergewöhnlichen Umstand führte er wie beiläufig in das Gespräch ein in der Antwort auf die Frage, wie lange er bereits hier wohne: *„Ich hier im Wohngebiet wohn ich seit Oktober neunzehnhundertundzweiundachtzig. Ich war der erste Mieter hier in diesem neuen Wohngebiet“*. (A 86-87⁸¹).

Auf meine Nachfrage entfaltete Herr Anton eine Erzählung dieses Vorgangs, die den Titel *„erster Mieter“* illustrierte, aber auch relativierte. Er zog 1982 nicht allein in einen der Wohnblocks ein, sondern gemeinsam mit seiner Familie. Als Grund für den Umzug aus einer Großstadt im Osten der DDR gibt Herr Anton die Gesundheit seiner zwei Kinder an, die unter der *„ganz ganz schlechte[n] Luft“* (A 92-93) wegen der Abgase der dortigen Industriebetriebe gelitten hatten. Ihr Arzt empfahl, den Wohnort zu wechseln, und Herr Anton hatte für den Umzug *„verschiedne Option'n aufgrund meiner Tätigkeit“* (A 95-96), von denen er nur Schwerin nennt. Seine Wahl fiel auf Strausberg, wofür er keine besonderen Gründe angibt.

Sein Arbeitsverhältnis gab den Ausschlag dafür, dass ihm, seiner damaligen Ehefrau und den Kindern ein Umzug nach Strausberg offen stand. Wie sich an späterer Stelle des Interviews herausstellt, handelte es sich bei dieser Tätigkeit um den Dienst in der Volkspolizei-Bereitschaft (VP-B), die in der Nähe von Strausberg ein Objekt unterhielt. Diese Einheit, die in ihrer

⁸¹ Zur Zitation der Interviewpassagen vgl. das Verzeichnis der Transkripte im Anhang

Organisationsstruktur und ihren Aufgaben mehr mit der Nationalen Volksarmee (NVA) gemein hatte als mit der regulären Volkspolizei⁸², genoss auch in ihrem Zugang zu knappen Gütern besondere Vorrechte. Wohnraum war bis zum Ende der DDR ein solches knappes Gut. In einer Stadt, die so stark vom Militär geprägt war wie Strausberg, konnte darum offenbar auch die VP-B ihren Angehörigen leichter Wohnungen verschaffen: „[U]nd so dass ich so praktisch dann, äh, in Absprache mit der Stadtverwaltung, mit meiner Dienststelle klar war: Er kann kommen, die Wohnung is auf jedn Fall erst mal bezugsfertig.“ (A 99-101)

Diese pragmatische Politik informeller Absprachen zwischen Stadtverwaltung und Militär bei der Verteilung von Wohnraum, bei der die übliche Praxis der Wohnungszuteilung⁸³ flexibel gehandhabt werden konnte, war für Strausberg in der DDR-Zeit typisch. Dies bestätigt Manfred Tippmann, von 1979 bis 1989 Bürgermeister der Stadt, der sich an verschiedener Stelle dazu geäußert hat, wie oftmals abseits offizieller Entscheidungswege Vereinbarungen über Wohnungszuweisungen und Bautätigkeiten getroffen wurden.⁸⁴ Auch die Entscheidung zum Bau der S-Bahn-Station Hegermühle durch Soldaten der NVA erfolgte demnach „auf eine ganz urige Art und Weise“⁸⁵ in einem informellen Gespräch mit Verteidigungsminister Kessler auf dessen Geburtstagsfeier. Diese Praxis lässt sich anhand entsprechender Akten der Stadtverwaltung belegen.⁸⁶

Bis zum Einzug weiterer Mietparteien verstrichen vier Wochen, in denen Familie Anton quasi als erste Kolonisten die im Aufbau befindliche Siedlung bewohnte:

„Na ja, es war also, sag'n mer mal so, noch wie im wilden Westen. Auf der Straße nebnan, so Richtung Turnhalle und an REWE vorbei, da war noch, war noch n Kran, der da noch hin un her fuhr. Es war schlamm-, schlammig und dreckig. Es gab hier keine Einkaufsmöglichkeitn. Mja, die S-Bahn-Station gab's noch nicht, es war sehr kompliziert eigentlich, ich sach's mal so.“ (A 107-110)

Das Leben inmitten unfertiger Bauten und Straßen, die Angewiesenheit auf provisorische Lösungen, bereitete Familie Anton anfangs viele Strapazen. Während der ersten Jahre mussten die Kinder ins Stadtzentrum zum Unterricht fahren. Die Straßen waren noch nicht befestigt und es fehlte an Einkaufsmöglichkeiten. Der Aufbau sozialer Kontakte fiel in einer solchen Situation schwer. Es dauerte etwa ein Jahr, bis die Familienmitglieder neue Freundes- und Bekanntenkreise

⁸² Bspw. wurde auch Wehrdienst in der VP-B abgeleistet.

⁸³ Auch die Angehörigen großer Betriebe waren bei der Wohnungsvergabe bevorzugt. Die Betriebe verfügten mitunter über eigene Wohnungskontingente unabhängig von den kommunalen Beständen. Vgl. Häußermann (1996: 7ff.)

⁸⁴ Vgl. Tippmann (2004); ders. (2006)

⁸⁵ Tippmann (2006: o.S.)

⁸⁶ Vgl. Lucker (2000: 152f.)

aufgebaut hatten, „so dass mer sich also hier dann nich mehr so einsam gefühlt hat“ (A 126-127). Unter diesen emotional zweifellos aufreibenden Bedingungen unterhielt die Familie noch lang Verbindungen zu Bekannten in ihrem alten Wohnort. Trotz der negativen gesundheitlichen Auswirkungen des Lebens dort fiel der Abschied von der alten Stadt schwer, „die auch ihre schön'n Seitin hat, muss mer dazu sachn, oder schon immer hatte“ (A 123-124). Bei der Erinnerung an diese Zeit wird das ansonsten sehr sachlich geführte Interview kurzzeitig etwas emotionaler:

„Gab's kein-, also die [Bekanntn in der alten Stadt] hams bedauert, is klar. Ich habs b-, also wir hams bedauert, aber es war ja objektiv nichts anderes möglich. Wir musstn also weg von [dort], so dass wir uns also mit diesn Gegebenheiten praktisch mehr oder weniger abfinden musstn. Es gab keine andere Lösung, also [die Stadt] war für uns sozusagn gestorbn aufgrund dieser, dieser Sache und so ham wir das alle bedauert, aber wir ham das als notwendiges Übl so am, am Anfang ebn praktisch begriffn.“ (A 133-137)

Trotz allem fällt Herrn Antons Urteil über die ersten Jahre im Wohngebiet milde aus. Er verwendet mehrfach den Begriff „kompliziert“, um diese Zeit zu charakterisieren, hebt aber das Durchhaltevermögen hervor, welches er und seine Familie in dieser Zeit an den Tag gelegt haben: „[D]as war relativ kompliziert, aber man is damit natürlich fertig geworden.“ (A 114-115). Im Vergleich mit dem vorherigen Wohnort, wo die Familie ebenfalls in einem Neubaugebiet gewohnt hatte, schneidet Strausberg in Herrn Antons Augen letzten Endes besser ab. Das liegt nicht nur an der größeren Gesundheitsverträglichkeit für die gesamte Familie, sondern auch an den für ihn besseren Arbeitsbedingungen. Der Dienst in der Nähe von Strausberg war weniger aufregend und mit mehr Freizeit verbunden. Aus der besonderen Situation seines Einzugs bezieht Herr Anton eine besondere Identifikation mit seinem Viertel. Mit dem Status als erster Mieter, der mit seiner Familie die schwere Anfangszeit gemeistert hat, nimmt er unter der Bevölkerung Hegermühles eine einzigartige Position für sich in Anspruch: Es kann nur einen Ersten geben. Dieser Status ist darum ein wichtiger Aspekt seines Verhältnisses zum Viertel: „Das Wohngebiet Hegermühle is meine Heimat [...] Hier war ich erster Mieter, da fühl ich mich wohl [...]“ (A 502-503)

3.2.2. Herr Ekowski

Herr Ekowski kam eher zufällig nach Strausberg. Wie Herr Anton, verfolgte auch er den Aufbau des Wohngebiets von Anfang an, und entwickelte eine starke Identifikation mit seinem neuen Wohnort. Im Unterschied zu Herrn Anton hatte Herr Ekowski schon vor dem Aufbau der Hegermühle mehr

als zehn Jahre in Strausberg verbracht.

Er entstammt einem kleinen Dorf im Barnim und hatte seit dem Abschluss der Acht-Klassen-Schule mit dem Bauwesen zu tun. In der Stadtneugründung StalinStadt / Eisenhüttenstadt, die in den 1950er Jahren eine der wichtigsten Großbaustellen der DDR war, erlernte er das Maurerhandwerk. Die hier gemachten Erfahrungen bewegten ihn dazu, sich weiter in die Materie einzuarbeiten – *„det schöne Baun verleetet ja, och selbst Beiträge zu leistn.“* (E 379-380) Nachdem er über die Abendschule seinen Abschluss nachgeholt hatte, begann er ein Ingenieurstudium: *„Ich hab da ganz schön zu kämpfn gehabt und bin eigentlich och nie weggegangn. Nur’s Studium im Kopf gehabt. Musst du schaffn, war mein Ziel. Habs ja auch geschafft dann.“* (E 386-388) Nach seinem Abschluss arbeitete Herr Ekowski auf verschiedenen Baustellen im märkischen Raum, bis ihm Ende der 1960er Jahre eine Stelle im Hochbau in Berlin angeboten wurde. In letzter Sekunde jedoch wurde dieses Angebot wieder zurückgezogen. Über persönliche Kontakte bekam er das Angebot, stattdessen eine Stelle als Kooperationsingenieur auf den zahlreichen Baustellen des Wohnungsbaukombinats Frankfurt (Oder) in Strausberg zu übernehmen. Aus Mangel an Alternativen nahm er an und bezog eine kleine Dachkammer in der Strausberger Vorstadt. Die Integration in das neue Arbeitsumfeld wurde ihm erleichtert durch seinen Fleiß am Arbeitsplatz und häufige Verbesserungsvorschläge, den Besuch von Messen, Exkursionen zu anderen Baustellen und das Studium der Fachliteratur.

Mitte der 1970er Jahre wechselte Herr Ekowski zum VEB Gebäudewirtschaft Strausberg, dem kommunalen Wohnungsverwaltungsbetrieb. Er beschäftigte sich intensiv mit dem Bauwesen und fühlte sich dadurch stärker in Strausberg zugehörig, wo einer der Kernpunkte des Baugeschehens im Bezirk Frankfurt (Oder) war: *„Und das hat mich alles begeistert, und die Zeit is verflogn wie nichts.“* (E 254) Im Rahmen dieser Tätigkeit erlebte er den Bau des neuen Wohngebiets Hegermühle. Auf dem Weg zum Betrieb passierte er täglich die Großbaustelle, wo der Wald nach und nach abgeholzt und das Gelände für den Bau erschlossen wurde. Bereits in dieser Zeit begann Herr Ekowski, das für ihn faszinierende Baugeschehen zu fotografieren, woraus eine bis zum Zeitpunkt des Interviews andauernde Dokumentation der Entwicklung des Stadtteils entstand. Die Entstehung der Hegermühle und anderer Wohngebiete der 1970er und 1980er Jahre verfolgte Herr Ekowski als passionierter Fachmann. Seine berufliche Tätigkeit ermöglichte ihm tiefere Einblicke in das Geschehen. Er holte Genehmigungen zum Fotografieren der Baustellen ein und nahm an seinem Arbeitsort Einblick in die Sitzungsprotokolle des Kombinats. Die Bilder vom Bauprozess verwendete er, um in seinem eigenen Betrieb und auf Fachmessen *„von dieser Welt etwas zu*

zeign.“ (E 276)

Als er endlich eine eigene Neubauwohnung erhalten sollte, war es für ihn „*der große Moment*“ (E 255), ein „*Höhepunkt*“ (E 262). Ebenso wie bei Herrn Anton, und wie in der DDR üblich, wurde die Wohnung über den Betrieb zugeteilt. 1984 wurde Herrn Ekowski eine Einraumwohnung in einem Gebäude Hegermühles übergeben, dessen Mietparteien allesamt Erstbezieher waren und viel Arbeit investieren mussten, um sich häuslich einrichten zu können: „*Äh, da war noch keene Grünbepflanzung, nichts. Wir ham unsre eignen Wohnungn, äh, tapeziert, also gemalert*“ (E 260-261). Auch die Außenanlagen pflegten die Mieter selbst. Durch die gemeinsame Arbeit knüpften die neuen Bewohner Kontakte zueinander, so dass Herr Ekowski von „*ein[em] gute[n] Milieu in dem ganzn Aufgang*“ (E 263) seines alten Hauses sprechen kann. Die Erfahrung, mit den eigenen Händen am Aufbau der Siedlung beteiligt zu sein, stiftete ein Gemeinschaftsempfinden unter den Bewohnern und bestärkte bei Herrn Ekowski das Gefühl der Verbundenheit mit dem Ort.

Der Einzug in die neue Wohnung war für Herrn Ekowski ein großer Statusgewinn. Die vorher von ihm bewohnte Dachkammer begreift er demgegenüber nicht als vollwertige Wohnstatt: „*Und, äh, ich hatt ja noch nie so ne Wohnung gehabt. Denn überall wo ich, äh, auf Baustelln war, äh, war ich in Bauunterkünfte, und hier wars meine erste Wohnung.*“ (E 264-266) Als die Vorteile seiner neuen gegenüber der alten Wohnung benennt er, dass sie zentral beheizt war und über eine eigene Toilette verfügte. In seiner Wertschätzung der Neubauwohnung entspricht Herr Ekowski der Mehrheit der Personen, die in der DDR-Zeit in eine solche Wohnung gezogen sind.⁸⁷

Die Enttäuschung über den Verlust der ursprünglich angestrebten Arbeitsmöglichkeit in Berlin konnte Herr Ekowski kompensieren, da es ihm gelang, in Strausberg wieder den Anschluss an das Bauwesen zu finden, das für ihn gleichermaßen Beruf und Leidenschaft war. In dieser Position erlebte er die Entstehung Hegermühles von Beginn an mit und entwickelte eine starke Identifikation mit diesem Wohngebiet, die durch die Zuteilung der ersten eigenen vollwertigen Wohnung noch verstärkt wurde. Er fühlte sich der Siedlung nun als Fachmann wie als Einwohner verbunden. Während er vorher bei den Eltern, in behelfsmäßigen Arbeitsunterkünften und in einer Dachkammer gewohnt hatte, bezog er erst mit dem Wechsel nach Hegermühle ein wirklich eigenes

⁸⁷ Wie Hannemann in ihrer Rekapitulation der soziologischen Wohngebietsforschung der DDR darstellt, wurde in sämtlichen Studien bis 1990 eine überwiegend hohe Wohnzufriedenheit der Bevölkerung in Neubaugebieten festgestellt. Dabei war die Tatsache, dass die Neubauwohnungen mit „Vollkomfort“ ausgestattet waren (d.h. mit Warmwasseranschluss, Fernheizung und Bad mit WC), einer der wesentlichen Gründe für die hohe Befürwortung dieser Wohnform. Vgl. Hannemann (2000: 125ff.)

Heim. Als Einwohner einer Siedlung, an deren Bau er mitgewirkt hatte, wurde er zum Teil des von ihm lang verfolgten Projekts „*schönes Bauen!*“ Damit wurde „*Strausberg für [ihn] eigentlich der Höhepunkt in [seiner] beruflichen Entwicklung*“ (E 289).

3.2.3. Herr Pohl

Herr Pohl wurde Mitte der 1940er Jahre geboren und wuchs in der Strausberger Altstadt auf. Nachdem er den größten Teil seines erwachsenen Lebens in Berlin verbracht hatte, kehrte er Mitte der 1980er Jahre zurück und bezog eine Wohnung im neuen Wohngebiet Hegermühle, das gerade erst entstanden war. Dass er damit unter der stark von Zuzüglern geprägten lokalen Bevölkerung eher die Ausnahme denn die Regel darstellt, merkt er selbst scherzhaft an: „*Ja, ich bin so wat wie n Exot. Ick bin tatsächlich in Strausberg geborn.*“ (P 252)

Wie bei Herrn Ekowski und Herrn Anton, erfolgte auch bei dem Pädagogen Pohl und seiner Frau die Zuteilung über den Arbeitsplatz. Seine Anstellung im Ministerium für Volksbildung half ihm, sowohl eine Wohnung als auch einen Arbeitsplatz für seine Frau, eine Zahnärztin, zu organisieren.

„[I]ck sag immer: Ich hab se einfliegn lassn. Ich war damals im Ministerium und habe zu dem Gesundheitsministerium Kontakt aufgenommen. Hab, weil mein stellvertretender Minister zu mir gesacht hat: Du, heirate. [...] Und wenn se in Berlin nicht unterkommt, gehste ins Randgebiet. Und da hab ick jedacht: Na, Strausberg is deine Geburtsstadt. Da gehste nach Strausberg zurück. Und hier wurde se faktisk eingeflogn. Die musstn se nehmn [...], weils mich gab.“ (P 175-183)

Obwohl sich die Stadt seiner Kindheit stark verändert hatte, und er in ein Viertel einzog, welches es zur Zeit seines Weggangs noch gar nicht gegeben hatte, fiel ihm die Eingewöhnung in Hegermühle nicht schwer. Die Wohnungsnahme hier war für ihn „*ne ganz praktische Frage*“ (P 281), da er ohnehin weiterhin im Bildungsministerium in Berlin arbeitete und jeden Tag mit der S-Bahn pendelte. Das Wohngebiet war für ihn vorerst lediglich eine Wohnstatt in zweckmäßiger Nähe zu seinem Arbeitsplatz. Seine Kindheitserinnerungen hingen an Orten in der Strausberger Altstadt. Doch trotz der arbeitsbedingt wenigen Zeit, die er im Wohngebiet verbrachte, machte Herr Pohl positive Erfahrungen, auch wenn er diese Zeit im Interview nur kurz anschneidet. So hebt er den Zusammenhalt der Einwohner in dieser Zeit hervor: „*Det warn, äh, äh, Wohngemeinschaftn, und wenn der Rasn gehakt werd'n musste, warn se alle da. Da stand an der Ecke n Kastn Bier, und*

irgendwann ham wer och noch n bisschen wat jegrillt. Aber alle warn da.“ (P 230-232)

3.2.4. Frau Finke

Wie Herr Pohl ist auch Frau Finke gebürtige Strausbergerin. Sie bezog ihre Wohnung um 1990 auf dem Wege des Wohnungstauschs, nachdem sie zuvor in einem Altbau im Stadtzentrum gewohnt hatte. Die Motivation für ihren Umzug war der Wunsch nach höherem Wohnkomfort, den die Neubauten des industriellen Wohnungsbaus zu dieser Zeit boten: *„Ich [...] hatte in, in Strausberg-Stadt, äh, ne Wohnung mit, ohne Balkon, un n Ofn. Und das war damals einfach hier noch so n bisschen der gehobnere Standard. Also mit, ohne heizn zu müssn, Warmwasser aus Wand, Balkon und so weiter.“* (F 134-137) Eine andere Mieterin hatte über einen Aushang in ihrem Haus die ihr zugeteilte Wohnung in der Hegermühle zum Tausch angeboten, da sie nicht aus der Innenstadt fortziehen wollte. Frau Finke tauschte mit ihr und kam an die neue Dreiraumwohnung, die sie Anfang der 1990er Jahre gegen eine Wohnung mit einem zusätzlichen Zimmer auf der gleichen Etage eintauschen konnte, weil sie die Geburt ihres zweiten Kindes erwartete: *„Das war auch nich wesentlich problematischer, weil ebn schwanger und mit zwei Kindern, Anspruch auf Vierraumwohnung.“* (F 168-169)

Auch wenn der Umzug in die Hegermühle für Frau Finke einen Zuwachs an Komfort bedeutete, entwickelte sie keine emotionale Bindung oder gar Stolz auf den neuen Wohnort. Von Anfang an hatte sie den Vorsatz, *„hier schnell wieder weg zu ziehn“* (F 138), wobei jedoch *„die Kinder einm dann n Strich durch die Rechnung gebracht, gemacht [haben], weil se sich doch hier n Umfeld geschaffn hattn.“* (F 140-141) Während ihre beiden Söhne Anschluss im Wohngebiet fanden, hielt Frau Finke an ihren Umzugsplänen fest. Da ihre Arbeitsstellen (die sie im Laufe der Zeit mehrmals wechselte) immer in anderen Stadtteilen lagen, lebte sie sich *„eigentlich nie wirklich [ein], weil ich hier nur zum Schlafn war.“* (F 176) Als gebürtige Strausbergerin war sie zudem in Netzwerke eingebunden, die für die neu Hinzugezogenen in Hegermühle schwer zugänglich waren.⁸⁸ Ihre

⁸⁸ Der bereits an anderer Stelle zitierte Bürgermeister Tippmann verweist auf Bemühungen der Stadtverwaltung um stärkere Vermischung der verschiedenen Bevölkerungsteile. Es habe aber trotzdem eine starke Trennung hinsichtlich der bevorzugten Freizeitgestaltung gegeben, so *„dass sich bei Veranstaltungen wie zum Beispiel bei den Festtagen am Straussee oder irgendwelchen größeren Dingen, die 'Urbevölkerung' von Strausberg dort nicht so hingezogen fühlte, als eben die Neuhinzugezogenen. [...] Und Angebote, die gemacht wurden, das hat man auch gemerkt, bei Veranstaltungen am 'Klub am See', das war das Domizil der Armee, der Anteil von Strausbergern der war sehr*

Freizeit spielte sich außerhalb des Viertels ab. *„Also da gestaltete sich das schon immer so, dass alle Aktivität, obs jetzt essen Gehen, oder abends ma raus oder so, immer in nem andern Stadtteil passiert sind.“* (F 179-181)

Auch, dass Frau Finke erst nach 1990 nach Hegermühle zog, könnte ein wichtiger Grund für ihre geringe Bindung sein. In der Strausberger Innenstadt wurden seit den 1990er Jahren Altbauten saniert, und Frau Finke erlebte, wie sich die Hierarchie zwischen den verschiedenen Vierteln verschob. Die Großsiedlung, für die sie das Stadtzentrum verlassen hatte, wurde nun von letzterem in puncto Wohnkomfort überholt. Die Integration der Kinder im Wohngebiet und steigende Mieten in den Altbauvierteln rückten den angestrebten Umzug in weite Ferne. Dennoch blieb der Umzug bis zum Zeitpunkt des Interviews Frau Finkes Hiel. *„Nja, und dann hat man dann gesacht: Gut, dann wartn wer noch, bis dann, bis [die Kinder] alt genug sind. Und jetzt, wo se alt genug, sach ich mir: Gut, okee, die zwei Jahre, wo se noch zu Hause sind, brauch ich och nich mehr umziehn. (Lachen) Dann wart ich noch, bis se raus sind, und dann.“* (F 142-145)

3.2.5. Frau Jedinaja

Frau Jedinaja zog erst nach der Jahrtausendwende nach Hegermühle, zwei Jahrzehnte später als die Herren Anton, Ekowski und Pohl und ein Jahrzehnt nach Frau Finke. Der Umzug war für sie mit der Auswanderung in ein anderes Land verbunden. Diese Tatsache führte sie auch gleich zu Beginn des Interviews ein, ohne darauf angesprochen worden zu sein. Darin zeigte sich offenbar eine gewisse Erwartungshaltung, dass sie in ihrer Eigenschaft als „Russlanddeutsche“ befragt werden solle und nicht als Einwohnerin des Viertels. Als ich die Frage nach den Umständen ihres Einzugs ins Wohngebiet stellte, war sie darum irritiert, da sie auf eine Geschichte ihres Umzugs in einem größeren Rahmen vorbereitet gewesen war:

„I: Wie is das denn gekomn, dass Sie hier nach Hegermühle gezogn sind?“

J: Na, überhaupt hier, wie s dazu gekomn ist, dass ich nach Deutschland jetzt gekomn bin, oder?“ (J 62-64)

Auf meinen Vorschlag, zuerst auf ihre Migration in die Bundesrepublik und danach auf ihren

gering.“ Tippmann (2004: o.S.)

Einzug im Wohngebiet einzugehen, folgte eine weit ausholende Begründung ihres Umzugs nach Deutschland, in der die Ebenen Strausberg und Hegermühle als nachgeordnete Ebenen untergingen, so dass sie durch gezielte Nachfragen zutage gefördert werden mussten. Bis auf einen deutschen Vorfahren, der im 18. Jahrhundert als Schiffskonstrukteur ins Russische Reich gekommen war, ging Frau Jedinaja mit ihrer Erzählung zurück, um zu zeigen: *„Die Spure von unserer Familie führen hier nach Deutschland“* (J 69). Während des Zweiten Weltkriegs wurde die Familie in ein Dorf am Ural zwangsumgesiedelt, in dem anfangs nur ethnische Deutsche lebten. Frau Jedinajas Mutter lernte erst Russisch, als sich Bürger russischer Abstammung im Dorf ansiedelten. Frau Jedinaja selbst besuchte bereits eine russischsprachige Schule. Während ihrer Kindheit und Jugend war in der Dorfbevölkerung *„alles vermischt, Russn und Deutsche zusammn.“* (J 80-81)

Nach dem Studium wurde sie Lehrerin für Geschichte – *„das war immer mein Traum“* (J 84). Sie arbeitete dreißig Jahre im Schuldienst und gründete eine Familie. Ihrer Erzählung nach blickte sie zum Zeitpunkt ihrer Ausreise bereits auf ein erfülltes Leben zurück. Ihre Entscheidung zur Emigration reifte in der Zeit der Perestroika heran, als die Lebensbedingungen in der UdSSR schwieriger und die Ausreise für die Nachfahren deutscher Einwanderer leichter wurden. Der Wunsch ihrer Mutter gab letztlich den Anstoß: *„Und meine Mutter, sie wollte immer nach Deutschland. Schon als klein Kind, ich kann mich noch erinnern, dass sie immer gesagt hat: Irgendwann komm ich wieder nach meine Heimat.“* (J 106-108) In der „Wiederkehr“ der Mutter in eine Heimat, die nicht als geografischer Ort, sondern als kulturelle Tradition gemeint ist, schloss sich der Kreis einer generationsübergreifenden Bindung der Familie an Deutschland - so wirkt es in Frau Jedinajas Schilderung. Eventuell wollte sie auch verbreiteten Ressentiments gegenüber „Russlanddeutschen“ vorbeugen, indem sie rechtfertigte, dass ihre Familie durch Abstammung und lange Pflege der deutschen Kultur berechtigt sei, hier zu leben.

Nachdem die Aus- und Einreise genehmigt waren, kam Frau Jedinaja mit ihrer Familie nach mehreren Zwischenstationen 2001 in eine vorübergehende Unterkunft für Spätaussiedler im Osten Brandenburgs. Hier besserte sie in einem Sprachkurs ihre Deutschkenntnisse auf und beteiligte sich an der Organisation verschiedener Gruppenaktivitäten unter den Bewohnern. Bei einer Veranstaltung für Spätaussiedler und andere Migranten im Landkreis gab sie zusammen mit anderen Einwohnern der Einrichtung ein Konzert. Dort wurde die Leiterin des Sozialpark Märkisch-Oderland auf sie aufmerksam und riet ihr, nach Strausberg zu ziehen, da sie ihr dort eine Anstellung als Kinderbetreuerin in ihrer Einrichtung zusichern könne. Die Familie hatte die Wahl zwischen fünf verschiedenen Städten, in denen sie sich gemäß den Behördenvorgaben hätten

niederlassen können. Frau Jedinaja besuchte sie alle, um eine begründete Wahl treffen zu können. Das Angebot eines Arbeitsplatzes war letztendlich der entscheidende Grund dafür, dass die Wahl auf Strausberg fiel, wo die Familie nach ungefähr einem Jahr ankam.

Innerhalb der Stadt wurde die Wohnortwahl wiederum durch die Regelungen des Sozialamts beschränkt, das die Miete übernahm, da Frau Jedinaja die Arbeitsstelle nicht sofort annehmen konnte. Es verwies sie an die Hegermühle mit ihrem großen Anteil an sozialem Wohnungsbau: *„Und da muss-, musste ich das nehmn, was sie vorgeschlagn ham. Deswegn, sie ham hier mir diese Wohnung angebotn, ich musste sie eigentlich nehmn. Ich hatte keine andere Möglichkeitm.“* (J 155-157) Frau Jedinajas Beschreibung klingt fast so, als wolle sie sich für ihren Wohnort entschuldigen. Näher geht sie nicht auf ihren Einzug im Wohngebiet ein, der freilich gegenüber ihrer Emigration in ein anderes Land, das sie vordem nur aus den Sehnsüchten ihrer Mutter gekannt hatte, einen winzigen Schritt darstellt. Es wird jedoch deutlich, dass für sie das Bemerkenswerte an ihrer Wohnortwahl nicht die Tatsache ist, in eine Neubausiedlung mit entsprechendem Wohnkomfort zu ziehen, wie es bei den oben vorgestellten Fällen der Fall war. Als sie kam, stand das Wohngebiet bereits längere Zeit, und seit dem Ende der DDR hatten solche Siedlungen erheblich an Status verloren. Zu diesem Zeitpunkt war es kein Privileg mehr, hier zu wohnen, sondern Frau Jedinaja wurde als Empfängerin staatlicher Leistungen vom Sozialamt angewiesen, hier einzuziehen. Hegermühle fügt sich in dieser Erzählung in den Rahmen der Migration von Russland nach Deutschland ein und steht weder über noch unter einer Reihe anderer Stadtteile und Orte, in denen sich die Familie ebenso gut hätte niederlassen können, wenn die Arbeitsbedingungen gleichermaßen günstig gewesen wären.

3.2.6. Zusammenfassung

Der Vergleich der Umstände, unter denen die Befragten in die Hegermühle gezogen sind, lässt ihre Einteilung in zwei Gruppen sinnvoll erscheinen: Diejenigen, die bereits seit den 1980er Jahren hier wohnen, zeigen ein positiveres Verhältnis zum Wohngebiet als jene, die nach 1990 kamen. Die Herren Ekowski und Anton waren geprägt von der Erfahrung des Aufbaugeschehens und der langsamen, aber sicheren Verbesserung der Infrastruktur sowie von dem Bewusstsein, durch den Erhalt einer Wohnung im Viertel ihre eigenen Lebensumstände erheblich verbessert zu haben. Beide attestieren den Neubauwohnungen der DDR noch heute einen guten Wohnstandard. Der Maßstab

zur Bewertung der Wohnqualität ist für beide die jeweils vorherige Wohnung, die bei Herrn Anton mit gesundheitlichen Nachteilen und bei Herrn Prager mit mangelndem Platz und fehlender Sanitäransbindung verbunden war. Vor diesem Hintergrund beurteilen sie trotz der Mühen des Einlebens ihren Zuzug auch heute noch als Erfolgserlebnis.

Zu einer solchen Bewertung kommt auch die seit 1984 in Hegermühle wohnende Frau Ortrand, die hier ergänzend zu den ausführlich vorgestellten Fällen genannt sein soll. Sie bewohnte seit ihrem 13. Lebensjahr durchgehend Neubauwohnungen an wechselnden Orten, nachdem sie ihre Kindheit in einer Altbauwohnung verbracht hatte. Für sie war die Ausstattung mit Badewanne und WC „*was besonderes*“ (O 80) gewesen, und sie gibt an, gegenüber Altbauten eine regelrechte „*Phobie*“ (O 326) entwickelt zu haben: „*Man hat die Tür uffgemacht untn, und schon dieser Kellergeruch kommt einm entgegen. Das schreckt mich schon ab irgndwie.*“ (O 334-335)

Als einziger der Befragten zog Herr Pohl bereits nach wenigen Jahren wieder aus dem Wohngebiet fort. Insofern fällt er aus dem Rahmen, doch auch er blickt positiv auf seine Zeit in der Hegermühle zurück. Anfangs war für ihn nur die Tatsache relevant gewesen, dass er hier eine Wohnstätte fand, die für seine Arbeit und die seiner Frau passend war. Er war nie so stark im Wohngebiet verwurzelt wie die Herren Anton und Ekowski, doch er bemüht die gleichen Bilder einer solidarischen Einwohnergemeinschaft, die die beiden anderen als die positive Seite der mühevollen Aufbauzeit beschrieben.

Dem steht die Sicht der Frauen Jedinaja und Finke entgegen, die in den 1990er bzw. 2000er Jahren einzogen. Auch für Frau Finke stellte der Wechsel vom Alt- in den Neubau einen Gewinn an Wohnqualität dar und war ausschlaggebender Grund für ihren Umzug gewesen. Doch nahm sie den Umzug nur in Kauf, weil es den gewünschten Komfort im Stadtzentrum nicht gab, wo sie lieber weiterhin gewohnt hätte. Ihre Stellung als Pendlerin mit oft wechselnden Anstellungen behinderte ihre soziale Integration im Wohngebiet. Wegen bestehender freundschaftlicher Kontakte im Stadtzentrum sah Frau Finke dafür auch keine Notwendigkeit. Bei den Herren Anton und Ekowski war diese Integration geboten, weil sie im Aufbauprozess auf nachbarschaftliche Hilfe angewiesen waren. Im gesamtgesellschaftlichen Kontext eines Statusverlustes der Neubaugebiete nach dem Ende der DDR stellte die Hegermühler Adresse kein Privileg mehr dar. Mit der fortschreitenden Renovierung innerstädtischer Altbauten war für Frau Finke der Maßstab für die Wohnqualität nicht mehr die mangelhafte Ausstattung ihrer ehemaligen Wohnung, sondern der Komfort modernisierter Altbauwohnungen. Gegenüber diesen schnitt Hegermühle für sie weitaus schlechter ab. Ebenso

bewertete sie die Ausstattung des gesamten Wohngebiets: Die Pioniererfahrung der Herren Anton und Ekowski, dass die Versorgungsinfrastruktur mit Einkaufsmöglichkeiten, Arztpraxen und Schulen praktisch aus dem Nichts entstand, ist für Frau Finke irrelevant. Zu dem Zeitpunkt ihres Einzugs bestand der größte Teil des Wohngebiets bereits, und die Arbeiten zur Erhöhung des Wohnkomforts fanden nun im Stadtzentrum statt.

Frau Jedinaja, die ein weiteres Jahrzehnt später einzog, erlebte einen noch kleineren Teil der Entwicklung des Wohngebiets. Vielleicht sah sie es deshalb anfangs nicht als erläuterungsbedürftig an, warum sie gerade hier wohnt. Für sie ist Hegermühle ein Stadtteil unter anderen. Ob es sich um eine Neubausiedlung handelt oder nicht, spielte für ihre Wohnortwahl keine Rolle. Stolz auf eine hier erhaltene Wohnung empfindet sie nicht. Einen Bezug auf die Geschichte des Ortes gibt es in ihrer Erzählung nicht. Wichtig war es für sie als Zuwanderin vor allem, sozialen Anschluss zu finden. Das Arbeitsangebot und die Vorgaben des Sozialamts gaben den Ausschlag für ihre Entscheidung.

Eine nüchterne Einstellung zum Wohngebiet zeigten auch Herr Meertens und Herr Nadic, die beide im Laufe der letzten zehn Jahre zuzogen. Während Herr Meertens, der vorher in Berlin lebte, nach einer möglichst nahen Wohnung suchte und durch einen Arbeitskollegen auf eine freie Wohnung in der Hegermühle hingewiesen wurde, war für den zuvor in Seelow ansässigen Herrn Nadic die Tatsache entscheidend, dass seine Geschwister bereits in Hegermühle Wohnung genommen hatten.

3.3. Die Entwicklung Hegermühles

Nachdem im letzten Abschnitt der Einzug der Interviewpartner in Hegermühle behandelt wurde, wende ich mich nun den Aussagen zu, die sie über die seitherige Entwicklung des Wohngebiets machen. Ich frage danach, welche Faktoren dieser Entwicklung für sie von Belang sind, und ob sie die Entwicklung im allgemeinen positiv oder negativ bewerten. Das Verhältnis der allgemeinen Veränderungen im Wohngebiet zur Biografie der Befragten wird an dieser Stelle ebenfalls untersucht.

3.3.1. Herr Anton

In Herrn Antons Schilderung der Entwicklung des Wohngebiets seit seinem Einzug bildet das Ende der DDR die stärkste Zäsur. Als Angehöriger einer staatlichen Institution, die stark von „Abwicklung“ betroffen war, stellte diese Zeit einen tiefen Einschnitt in der Biografie dar. Ein Wechsel in den brandenburgischen Polizeidienst kam für ihn nach Auflösung der VP-B nicht in Frage. Das hatte sowohl objektive Gründe - aufgrund seines höheren Dienstgrades hätte er wenig Chancen zur Übernahme gehabt - als auch subjektive Gründe: „*[F]ür mich war klar, dass ich, äh, dass ich die neue Uniform sozusagen nicht anziehn werde.*“ (A 162-163) Zwar hatte Herr Anton vor der Aufnahme des Polizeidienstes zwei Ausbildungen in jugendpädagogischen Berufen abgeschlossen, doch praktisch hatte er nie in diesem Bereich gearbeitet. Er stand somit vor der Aufgabe, sich beruflich neu zu orientieren.

Es folgten mehrere Jahre, in denen sich Herr Anton mit verschiedenen Jobs durchschlug - „*alles mögliche und unmögliche*“ (A 180). Von jenen führt er nur eine Stelle im Bereich Telefonmarketing an, deren Seriosität er bezweifelt; sie sei „*nich ganz kosher*“ (A 184-185) gewesen. Die frühen 1990er Jahre erscheinen in Herrn Antons Schilderung als eine Zeit, die geprägt war vom Verlust alter Bindungen, die Rückhalt und Anerkennung geboten hatten. Sie erscheinen aber auch als eine Zeit, in der es für die Bürger möglich war, an den gesellschaftlichen Veränderungen stärker aktiv teilzunehmen.

Diese Möglichkeit nahm er selbst wahr durch die Aufnahme zivilgesellschaftlichen Engagements. Zusammen mit einer kleinen Gruppe anderer Menschen gründete er 1992 den Bürgerverein Hegermühle e.V., um die Interessen der Bürger des Wohngebietes gegenüber der Stadtverwaltung zu vertreten. Für diese Entscheidung nennt er keine spezifischen Gründe: „*Ich wollte einfach bloß in, ähm, bestimmtn, ve-, Sachen mich bemühn, einfach mitzutun, meine Meinung einzubringen, wenn's erforderlich ist*“ (A 43-44). Auch wenn er es nicht explizit benennt, ist zu vermuten, dass die Mitgliedschaft in dieser Organisation für ihn den wichtigen Effekt hatte, erneut eine Tätigkeit wahrzunehmen, in welcher er sich in hoher Verantwortung für die Allgemeinheit wähen konnte. Im Rahmen des Vereins trat Herr Anton sein erstes langfristiges Arbeitsverhältnis nach dem Ende seines Polizeidienstes an. Ihm wurde von den anderen Mitgliedern eine Stelle in der Kinder- und Jugendbegegnungsstätte „Domizil“ angeboten, die er mehr als zehn Jahre lang ausübte.

Das Ende der DDR schuf für Herrn Anton eine Situation, die von Statusverlust und unsicheren

Zukunftsansichten geprägt war: „[E]s war ja vieles nicht mehr so, wie es mal war, wie man es auch als gelernter DDR-Bürger kannte“ (A 34-35). Er bezeichnet diese Zeit zusammenfassend als „neue Zeit“ (A 52), in der es „sehr viele Veränderungen hier im Wohngebiet“ (A 53) gegeben habe. Die Veränderungen kategorisiert er in „politisch“ (A 53) und „anderweitig“ (A 54), wobei die erste Kategorie durch „teilweise mehr Mitspracherecht“ (A 52) bezeichnet ist und die zweite durch das „was die Wohnung anbetraf“ (A 54).

Konkret nennt er den Wegfall schulischer Angebote außerhalb des Unterrichts, die neuen Eigentumsverhältnisse beim Wohnraum, die Veränderungen in den Wohnungen und an den Hofanlagen sowie neu entbrannte Debatten über die Ausstattung des Wohngebiets mit Gaststätte, Geschäften, Schulen, Horten und Kindergärten. Diese Veränderungen der infrastrukturellen Ausstattung des Wohngebiets fasst Herr Anton zusammen als „es war ja dann immer auch die, die finanzielle Frage“ (A 64). Der Zusammenhalt unter den Einwohnern sei immer geringer geworden. Dies zeigte sich im Wegfall der Hausgemeinschaften, in der Veränderung der Bevölkerungsstruktur durch Weg- und Zuzug, und in der selbst gewählten Isolation vieler Bewohner: „viele machen ihr eigenes Ding, nicht mehr oder weniger gemeinsam, viele isolieren sich ein“ (A 68). Es habe Gewaltausbrüche gegeben, die so vorher nicht gekannt waren - Herr Anton nennt „Ausnandersetzung zwischen Rechten und Linken“ (A 474) sowie „zwischen Rechten und Aussiedlern“ (A 475). Zusammenfassend definiert er die frühen 1990er Jahre nicht mehr nur als „neue Zeit“, sondern als „eine relativ schwierige Zeit“ (A 70).

Auch die Veränderung der Einwohnerstruktur im Wohngebiet nimmt in Herrn Antons Erzählung breiten Raum ein. Als Ursache nennt er die Bedeutung Strausbergs als Militär- und Polizeistandort, aufgrund derer der Systemwechsel erhebliche Folgen für die Erwerbsmöglichkeiten eines großen Teils der ansässigen Bevölkerung gehabt habe. Deswegen seien Arbeitssuchende zum Umzug bzw. zur Rückkehr in ihre Herkunftsorte bereit gewesen, während „viele, die eben Arbeit haben, den's finanziell besser geht“ (A 360) sich ein eigenes Haus gebaut hätten oder ins Stadtzentrum gezogen seien. Gerade ältere Bewohner seien im Wohngebiet verblieben, was einen Anstieg des Altersdurchschnitts zur Folge gehabt habe. Außerdem zögen viele neu zu, „die sich das gerade noch so, ähm, erlauben können, ja? Und ALG Zwei-Empfänger, wo ja, äh, der Staat die Wohnungsmiete bezahlt, die zieht natürlich dann hierher, weil es noch in Ansehung, also alles noch finanzierbar ist auch durch, durch das Jobcenter sozusagen. So einfach ist das.“ (A 362-365)

In Bezug auf die infrastrukturelle Ausstattung des Wohngebiets kommt Herr Anton zu einem allgemein positiven Urteil: „[E]s hat sich also wie gesagt schon einiges getan“ (A 309). Er ist aber

auch zufrieden damit, dass sich manches nicht verändert hat: „Also das Wohngebiet als solches von der Bauart is klar, hat sich nichts, hat sich nicht verändert. Is auch ganz gut so, weil offensichtlich der, äh, hier immer noch Leute herziehn“ (A 309-311). Konkret benennt er an Veränderungen das Handelszentrum sowie neue Supermärkte und Straßenbahnstationen; außerdem die Sanierung von Spielplätzen und Wohngebäuden. Zwar merkt er an dieser Stelle an, dass die Küchen und Badezimmer der Wohnungen fensterlos sind, doch „das is für mich kein, kein Nachteil, ich kenne das seit Jahr'n nicht anders.“ (A 322-323).

Den begrüßenswerten Ergänzungen der Infrastruktur stehen in Herrn Antons Schilderung negative Entwicklungen gegenüber, die in erster Linie mit der Freizeitgestaltung der Bewohner zusammenhängen. Durch die Reduzierung der Schulkapazitäten müssten viele Schüler zum Unterricht ins Stadtzentrum fahren. So werde im Falle von Frei- und Ausfallstunden „mehr oder weniger rumgegammelt. Hier konntn se mal schnell nach Hause gehn, sag ich mal.“ (A 330-331) Auch den im Wohngebiet verbliebenen Schülern stünden nach Unterrichtsende allenfalls noch kostenpflichtige Möglichkeiten der Freizeitgestaltung offen. Diese seien für viele Eltern ebenso nicht erschwinglich, da „bestimmte Sachn, Sportvereine und ähnliche Vereine mittlerweile alles Geld kostet, was sich ebn nich mehr jeder erlaubn kann“ (A 341-342). So böten sich der von Arbeitslosigkeit betroffenen Bevölkerung, jung wie alt, immer weniger Beschäftigungsoptionen. Im Ergebnis verbreite sich Lethargie, Vereinzelung und „[A]bgammeln“ (A 395).

Die Entwicklung des Wohngebiets sieht Herr Anton stark mit der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung verknüpft. Das Ende der DDR erscheint dabei als Einschnitt sowohl in der persönlichen Biografie als auch in den Verbindungen zum sozialen Umfeld und zur Gesellschaft als ganzer. Die Zeit war gekennzeichnet durch die Verschiebung der Sozialstruktur in Richtung der Unterschicht und durch den Wegfall eingespielter nachbarschaftlicher Solidaritäten. Staatlich garantierte Betreuungsangebote wurden durch kommerzielle ersetzt, die nur denen zugänglich sind, die es sich leisten können. Gleichzeitig hat die politische Ordnung der Bundesrepublik aber auch neue Möglichkeiten gebracht, diese Veränderungen selbst mitzugestalten. Herrn Anton gelang es, durch sein Engagement im Bürgerverein soziale Netze im Wohngebiet zu bewahren und neue aufzubauen. Damit konnte er den biografischen Bruch, der durch die Auflösung der Volkspolizei verursacht worden war, durch selbst gestellte neue Aufgaben ausgleichen.

3.3.2. Herr Ekowski

Als Angestellter des größten Wohnungseigentümers der Stadt, des VEB Gebäudewirtschaft Strausberg, erfuhr Herr Ekowski aus erster Hand die Meinungen der Bewohner: *„Und, äh, und wir han die Probleme ja dann och zu spürn gekricht, die, die, die Betriebe nich im Griff hattn da. Das warn ja schon einige Probleme. Ja. Und hab mich damit ja auch automatisch, äh, äh, mit ausnandersetzn müssn, mit den Problemn.“* (E 552-555)

Aus seiner Arbeitserfahrung zog Herr Ekowski den Schluss, dass die einheitliche Verwaltung unter einer Hand der beste Ansatz sei, ein Wohngebiet zu organisieren. Im Wohnungsbau der DDR sah er erhebliche Mängel in der Anwendung dieses Prinzips, da in der Verwaltung *„ja och Leute im Prozess [waren], äh, äh, die eijentlich garnich die Fähichkeitn zu hattn. Das war der Nachteil gewesn.“* (E 576-578) Bei einer einheitlichen Verwaltung müsse es auch *„der Beste“* (E 560) sein, der die Position des Verwalters einnimmt, und dieser müsse *„qualitätsjerecht, billich und schnell [arbeiten] im Intresse des Mieters“* (E 552) Diese Position drückte sich in Herrn Ekowskis eigenem Handeln in der Arbeit aus, indem er sich im Neuererwesen⁸⁹ des Betriebs mit Verbesserungsvorschlägen einbrachte und seine Freizeit mit Weiterbildung und Messebesuchen verbrachte. Er erhielt verschiedene Auszeichnungen für besondere Leistungen am Arbeitsplatz und zeigte seiner Erzählung nach generell einen hohen Einsatz in der Arbeit. Rückblickend beschreibt er seine Arbeitseinstellung folgendermaßen: *„Eine neue, gute, tolle Idee zu bringn is gar nich so einfach. Und wenn man se do-, bringt, dann muss man se och von vorne bis hintn durchstehn. Man muss in der Welt lebn.“* (E 292-294) Dieses Prinzip, dass jeder Beteiligte sich mit vollem Engagement für die Vervollkommnung der eigenen Arbeit einzusetzen habe, sah er allerdings in seiner Branche mangelhaft verwirklicht, was er beispielhaft an den Wohnungsabnahmeprotokollen der staatlichen Bauaufsicht beschreibt, die *„eijentlich ziemlich kritisch“* (E 567) waren und mit einer durchschnittlichen Note 3 ausfielen. Dass es bei dem offiziell proklamierten Wettbewerb der DDR-Ökonomie um die besten Produktionsergebnisse nicht regelmäßig zur Durchsetzung „des Besten“ kam, fand Herr Ekowski befremdlich, und er erklärte es sich durch die fehlende Anwendung eines klaren, einheitlich durchgesetzten Leitungsprinzips: *„Wir hattn doch alle Möglichkeit zu DDR-Zeit, uns optimal zu bewegn. Na ja. Also hattn wir ebn doch viele Probleme da zu lösn, die sonst bei einer bessren, bei einm bessren, äh, Leitungsschtil, wärn die Probleme meiner*

⁸⁹ „Neuererwesen“ war der offizielle Begriff für das betriebliche Vorschlagswesen in der DDR. Vorschläge der Wertätigen für die Rationalisierung von Arbeitsabläufen wurden institutionell gefördert und honoriert (durch Neurer messen, Vergütungen und Auszeichnungen).

Ansicht einfacher zu lösn gewesn.“ (E 572-574)

Die wesentlichen Veränderungen nach dem Ende der DDR spielten sich in Herrn Ekowskis Schilderung in den Bereichen Warenangebot und Betriebsführung ab. Als der VEB Gebäudewirtschaft Strausberg nach 1990 in die SWG umgewandelt wurde, konnte Herr Ekowski in der Firma verbleiben. Innerhalb der SWG gab es keinen ähnlichen Wettbewerb wie das Neuerwesen, aber es gelang ihm, sich einen alten Traum zu erfüllen und ein nach Wohngebieten geordnetes Firmenzentralarchiv aufzubauen, was für ihn ein „*tolles Ding*“ (E 310) und „*fantastisch*“ (E 317) war. Auch seine Konzeptionen zur Wohngebietsverwaltung vertrat er weiterhin auf Fachmessen und versuchte, Wohnungsbauunternehmen dafür zu gewinnen, da er diese Ideen für systemübergreifend tauglich hielt – „*ob Sozialismus oder Kapitalismus*“ (E 551). Nachdem Herr Ekowski um die Jahrtausendwende in den Ruhestand gegangen war, führte er seine Archivtätigkeit zur Entwicklung Hegermühles im Privaten weiter.

In Bezug auf das Wohngebiet benennt Herr Ekowski vor allem solche Veränderungen, die in den Zuständigkeitsbereich der Branchen Wohnungsbau und -verwaltung fallen. Auch nach dem Ausscheiden aus dem Beruf bewahrt er seinen fachmännischen Blick. Nennenswert sind ihm die weiter entwickelte Haustechnik – „*wer sieht schon so ne schön'n Küchn wie heute?*“ (E 698-699) und die Sanierung der Gebäude, die eine bessere Wärmeisolierung und ästhetische Vorteile bringt, denn „*damit sehn eijentlich die Häuser von der Sache her schöner aus*“ (E 697-698). Den Grund für diese Fortschritte sieht er in dem vergrößerten Warenangebot, das in seinen Ausführungen den Hauptunterschied zwischen den Zeiten vor und nach dem Ende der DDR ausmacht. Die Verbesserung der Wohnungsausstattung habe auch unter sozialistischen Bedingungen erreicht werden können, doch sei es „*ne Frache der Zeit*“ (E 699) gewesen. Heute hingegen gebe es Einrichtungen wie das Handelszentrum, „*[u]nd wer heute was schönes habn will, geht rin.*“ (E 702-703) Von dieser Vergrößerung des Angebots könne letztlich jeder profitieren, auch wenn Menschen mit geringerem Einkommen länger sparen müssten, um sich das zu kaufen, was sie für die Verschönerung ihres Wohnraums benötigten.

Das Wirken des Marktes trägt in Herrn Ekowskis Augen nicht nur zu Vergrößerung der Wahlmöglichkeiten bei, es hat auch negative Effekte auf das Wohngebiet. Dies führt er am Beispiel der Satellitenschüsseln aus. Während dank des größeren Angebots des Blumenhandels viele Balkone schön gestaltet seien, werde der Eindruck durch die Montage solcher Geräte wieder zerstört. Doch obwohl im Viertel Leitungen fürs Kabelfernsehen verlegt worden seien, würden sich

viele Mieter trotzdem aus Kostengründen für die Anschaffung einer Schüssel entscheiden und damit verhindern, dass der Kabelanschluss sich rentiere und so auch zu günstigeren Preisen angeboten werden könne. In diesem Fall würde also das freie Spiel von Angebot und Nachfrage dazu führen, dass eine Leistung nicht für alle günstiger angeboten werden könne.

Was die Bevölkerung des Wohngebietes angeht, registriert Herr Ekowski seit dem Ende der DDR einen merklichen Anstieg der zugewanderten Einwohner. *„Wir habn zur DDR-Zeit, äh, weiß ich nich, ob wir da überhaupt Ausländer hattn.“* (E 747-748) Die Integration dieser Menschen ins Wohngebiet bringe in zweierlei Hinsicht Probleme mit sich, um deren Behebung sich Herr Ekowski Gedanken macht. Erstens gebe es Probleme der Kommunikation, da viele der Einwanderer nicht der deutschen Sprache mächtig seien. Hiergegen bemüht er die Verwendung von Fotos, um *„Bestlösugn [zu] zeign“* (E 757), denn *„wenn man etwas gemeinsam lösn will, da kann man, durch ein Bild kann man sich unterhaltn. Die Sprache wird dann kompliziert.“* (E 755-756) Dieses Konzept bestimmt auch sein eigenes Handeln, indem er besonders gelungene Beispiele für die Gestaltung von Gebäuden, Freiflächen oder Geschäften in Strausberg und auf Reisen fotografisch festhält und im Privatarchiv sammelt.

Zweitens werde die Integration von Zuwanderern und Zuwanderinnen in Hegermühle erschwert durch deren in der Regel geringes Einkommen. *„Und damit zu lebn, und dann noch, äh, das Gute zu habn zu wolln, das is sehr schwer“* (E 759-769). Die Wohnungen dieser Menschen seien darum *„mitunter [...] sehr ärmlich“* (E 758). Somit könnten sie von dem vergrößerten Warenangebot nicht profitieren. Sie fügten sich ein in einen immer größeren Teil der Gesamtbevölkerung des Wohngebiets, der ohne Erwerbstätigkeit von staatlichen Leistungen abhängig ist und durch Armut nur geringe ökonomischen Zugriffsmöglichkeiten hat. Für solche Menschen müssten daher Wege geschaffen werden, um sich in die aktive Gestaltung des Wohngebiets einzubringen. Die *„Bestlösungen“* müssten durch eine positiv gestimmte Berichterstattung über Hegermühle propagiert und es müsse versucht werden, *„das Gute [...] preisgünstich für jedermann möglich zu machn“* (E 761-762). Auf diese Weise könnten beste Leistungen in der Verschönerung der Wohnumwelt, richtig dargestellt und verbreitet, zur Nachahmung anregen.

Für Herrn Ekowski wie für Herrn Anton ist die Sorge um die Entwicklung ihres Stadtteils ein persönliches Anliegen, dem sie sich mit viel Einsatz widmen. Bei Herrn Anton kommt dabei ein Verantwortungsgefühl gegenüber der Allgemeinheit zum Tragen, das bei der Bewältigung von Zäsuren sowohl im eigenen Lebenslauf als auch in der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung hilft.

In Herrn Ekowskis Erzählung dagegen hat die Verfolgung von Veränderungen im Wohngebiet eine Kontinuität stiftende Funktion nach dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben, in dem er sich professionell mit diesem Thema beschäftigt hat. Auch als Bewohner verbleibt er in der Position des Baufachmanns, vermittelt diese beiden Standpunkte aber immer dahingehend, dass sowohl die Verwalter als auch die Mieter letztendlich das gleiche Interesse hätten, nämlich die stetige Erhöhung der Arbeitsproduktivität zur Vergrößerung des Wohnkomforts. Sämtliche Veränderungen im Wohngebiet nimmt er innerhalb dieses Rahmens wahr, und auch da, wo er Probleme registriert (wie ein wachsendes Wohlstandsgefälle oder Verständnisprobleme in einer sprachlich gemischten lokalen Bevölkerung), versucht er, sie in ein übergeordnetes Gesamtkonzept einzuordnen, das die Entwicklung des Wohngebiets als Ganzes voran bringt. Die Veränderungen durch die neue ökonomische Ordnung, der Verlust alter sozialer Bindungen und die Neuzusammensetzung der Bevölkerung stellt er in seiner Erzählung als Chancen für neue Fortschritte dar, wenn nur fachkundig auf sie reagiert werde. So gelingt ihm durch seine auf konkrete Lösungskonzepte orientierte Spezialistenperspektive, die Entwicklung des Wohngebiets trotz aller Probleme in positivem Licht zu sehen.

3.3.3. Herr Pohl

Auch Herr Pohl erlebte das Ende der DDR als Einschnitt im Lebenslauf – „*mit der Wende war der erste Lebensabschnitt beendet.*“ (P 194) Seine Familie konnte in dieser Zeit ihren Lebensstandard merklich erhöhen. Als Zahnärztin war es für seine Frau nun leicht möglich, aus der Poliklinik, in der sie bis dahin gearbeitet hatte, in eine eigene Praxis zu wechseln. Das höhere Einkommen investierte die Familie in ein eigenes Haus in einem anderen Teil Strausbergs.

Herr Pohl selbst nahm die Einführung eines Arbeitsmarkts nach westlichem Modell zum Anlass, sich beruflich neu zu orientieren. Anders als Herr Anton und Frau Finke, war er dazu nicht durch Entlassung gezwungen, sondern entschied sich freiwillig dafür, da ihm die Arbeit im Bildungsministerium nicht mehr attraktiv erschien: „*Ich hab immer jesacht: Ich muss früh ins Haus kommn im Ministerium, muss mich zum Anspuckn freigebn und abnds stolz wieder det Hemd schließn. Und ick wollt mich an keene neue Spucke mehr gewöhn'n.*“ (P 194-196) Herr Pohl arbeitete fortan als freischaffender Journalist mit Schwerpunkt Regionalgeschichte. Aufgrund seiner neu gewonnenen Bekanntheit wurde er von der Orts-SPD gebeten, sich zur Wahl zum

Stadtverordneten zu stellen. Er gewann die Wahl und übt dieses Amt bis heute aus.

Aufgrund dieser doppelten Beschäftigung mit der Strausberger Gesellschaft, als Berichterstatter wie als politischer Akteur, entwickelte Herr Pohl nach dem Ende seiner Pendlerzeit ein neues Bürgerbewusstsein. Er begründete u.a. eine Initiative, um Geld für die Sanierung einer Kirche in der Altstadt zu sammeln, die er aus seiner Kindheit kannte, und fühlte sich nach seinem Umzug verantwortlich für die Weiterentwicklung Hegermühles. Dabei musste er allerdings feststellen, dass die Bevölkerung des Wohngebiets nicht so einfach dazu zu bewegen war, sich an gemeinsamen Aktivitäten zu beteiligen.

„[D]a hab ick immer gedacht: Mensch, hier wohn'n so viele Menschn. Hier muss was passiern. Also hab ick Wohngebietsfeste organisiert, hier Geld zusammengeholt. Damals wusst ick noch jar nich, wie man Sponsoring schreibt. Aber jemacht hab ichs. Na ja, und da hab ick aber auch gespürt, dass hier seltsamerweise keener die Tür aufmacht. Wir ham ne Menge organisiert für Kinder, äh, och n Bierzelt, alles wat so dazu gehört. Und kein Schwein kam. Und dat is bis heute so.“ (P 220-224)

Dieses Verhalten steht für Herrn Pohl im Gegensatz zu den freundschaftlichen Beziehungen unter den Nachbarn, die er als Mieter in den 1980er Jahren hier erlebt hat. Ebenso wie alle anderen Befragten (mit Ausnahme Frau Jedinajas, die die erst um die Jahrtausendwende nach Strausberg gekommen ist) stellt für ihn im Rückblick das Ende der DDR einen Wendepunkt in den zwischenmenschlichen Beziehungen unter den Bewohnern dar. Auch er beklagt gegenüber dem Zustand „zu DDR-Zeitn“ (P 229) einen Verlust an Solidarität und die schwindende Bereitschaft der Einwohner, überhaupt Verbindungen zueinander aufzunehmen. *„[D]ie Leute gehn nich mehr in die Kneipe. Die gehn och nicht in die Gaststätte. Die gehn, hier schließn die die Türn zu, und dann is Ruhe. Is n Phänomen. Det hat was mit Sozialkontakt zu tun.“ (P 156-158)* Und auch er folgt der Argumentation, nach der diese veränderten Sitten in erster Linie auf die hohe Arbeitslosigkeit im Viertel zurückzuführen seien. *„Möglicherweise häuft sich hier die Anzahl der Arbeitslosn, die einfach sagn: Lasst mich doch zufriedn. Wenn ick eenmal beim Arbeitsamt bin inner Woche, dann hab ick für n Rest der Woche die Schnauze voll. Was ick verstehn kann. Ja, det mag n Grund sein.“ (P 225-228)*

Dass der Anteil der Erwerbslosen im Viertel so groß geworden ist, liegt Herrn Pohl zufolge auch daran, dass *„die Leute, die noch in Lohn und Brot stehn“ (P 237-238)* selbst die Homogenisierung der Sozialstruktur vorangetrieben hätten, indem sie auszogen. Viele Familien hätten sich wie Herrn Pohls Familie ein eigenes Haus gebaut. Verblieben seien jene, für die die Transformationszeit die

größten Schwierigkeiten brachte. Darauf führt Herr Pohl auch die niedrige Geburtenrate in dieser Zeit zurück. *„Keener wusste, wie gehts beruflich weiter, wie entwickelt sich mein Lebn überhaupt. [...] So, das war, also die Wendezeit war een maßloser Bruch im Kinderkriegn.“* (P 403-408) Dies habe auch dazu geführt, dass die Grundschule „Am Annatal“ in ein anderes Gebäude verlegt und ihr altes Schulgebäude abgerissen wurde, weil es zu wenig Schüler in den unteren Klassen gab. Erst in jüngster Zeit normalisiere sich die Geburtenrate wieder langsam.

Hinzu kam die Tatsache, dass seit den 1990er Jahren viele Spätaussiedler aus den ehemaligen Sowjetrepubliken in die Region kamen, von denen eine große Zahl durch Beschluss des Landrats in Hegermühle angesiedelt wurde. Wie Herr Pohl andeutet, sei deren Integration nicht ohne Schwierigkeiten verlaufen. Dabei geht er allerdings wenig ins Detail und hält sich mit Schuldzuweisungen zurück. *„Det is nich so, dass die alle stur sind. Man muss einfach och versuchn, die Leute mit ihrer Kultur zu verstehn.“* (P 242-242) Die soziale Integration der Neuankömmlinge werde außerdem zusätzlich erschwert dadurch, dass eine solche Integration auch bei vielen Bewohnern deutscher Herkunft nicht in zufrieden stellender Weise gelungen sei. So lobt Herr Pohl die Arbeit des Sozialpark Märkisch-Oderland, der sich darum bemühe, *„[d]ass die [Spätaussiedler] nich nur auf der Straße hängn“* (P 91). Er merkt jedoch gleich darauf an: *„Aber unsre hängn och auf der Straße.“* (P 91-92) Diese Aussage illustriert er an verschiedenen Stellen des Interviews durch Verweise auf das von fast allen Interviewpartnern angeführte Problem der Grüppchen, die sich auf dem zentralen Platz vor dem Schulgebäude lautstark betrunken und ihre Notdurft an den Wänden der umstehenden Gebäude verrichtet hätten. Er begrüßt deswegen das von der Stadt verhängte Alkoholverbot an diesem Platz.

Während die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse der frühen 1990er Jahre Herrn Pohl aus Hegermühle fort führten und ihn in die Position brachten, die Strausberger Kommunalpolitik aktiv mitzugestalten, brachten sie gleichzeitig einem großen Teil der Bevölkerung seines alten Wohngebiets einen sozialen Abstieg. Doch er beschäftigte sich nach dem Wegzug weiterhin mit dem Viertel, da er in seiner politischen Arbeit bestrebt war, Ansatzpunkte zur Verbesserung der lokalen Lebensverhältnisse zu finden. In seiner Beschreibung der Entwicklung seit den 1980er Jahren geht er darum immer darauf ein, inwieweit sich die Chancen zur Aktivierung zivilgesellschaftlichen Bewusstseins verändert haben.

3.3.4. Frau Finke

Für Frau Finke fällt die Zeit ihres Einzugs in Hegermühle weitgehend zusammen mit dem Ende der DDR. Die Umbrüche dieser Zeit erfuh sie als Auflösung alter Gewiss- und Sicherheiten. *„Also, es war ebn nich mehr alles so vorherbestimmt, wie s zu Ostzeitn mal war. Und das war ebn, bedeutete ebn jedn Tach n neuen Kampf und immer, immer mit der Unsicherheit im Nackn, ne.“* (F 410-412) Auf die Auflösung der NVA, bei der sie als Sekretärin gearbeitet hatte, folgte eine längere Periode der Arbeitslosigkeit, mehrere Umschulungen und kurzfristige Beschäftigungsverhältnisse, die Frau Finke beschreibt mit *„Und dann geht der Kampf ebn los, ne.“* (F 414-415) Über verschiedene Tätigkeiten im öffentlichen und sozialen Bereich kam sie so über *„Mundpropaganda“* (F 111) an eine Stelle im *„Domizil“*. Auch wenn sie sich selbst nicht zu den großen Verlierern der gesellschaftlichen Veränderungen zählt und *„nie wirklich unglücklich oder, oder so existenzbedroht [war], dass ich jetzt, was weiß ich, Angst habn musste, wie ich die nächste Miete bezahle oder so“* (F 420-422), kennt sie doch schlimmere Beispiele aus dem eigenen Bekanntenkreis, die in ihr bis heute Angst vor sozialem Abstieg wach halten. Diesen Zustand hält sie auf absehbare Zeit für unveränderlich, da er seine Ursache in der neuen Gesellschaftsordnung habe – *„Aber gut, das is im Kapitalismus ebn so, müssn wir damit jetzt lebn, ne. (Leichtes Lachen)“* (F 418-420)

Frau Finkes negativem Urteil über die gesamtgesellschaftliche Entwicklung entspricht ihre eher negative Sicht auf die Veränderungen im Stadtteil. Die ersten Jahre nach der Einführung der bundesrepublikanischen Ordnung beschreibt sie als gekennzeichnet von Kriminalität (vor allem Autodiebstahl) und dem Auftreten rechtsradikal orientierter Jugendlicher in der Öffentlichkeit, auf das auch Herr Anton anspielte. Die Hegermühle war in dieser Zeit *„sehr verrufn, und Polizeieinsätze anner Tagesordnung.“* (F 224) Obwohl Frau Finke diese Probleme als mittlerweile behoben und die Sicherheit durch die Patrouillen des Security-Dienstes als stark verbessert befindet, bewertet sie den aktuellen Zustand doch nicht als positiv. Ihre ohnehin von Anfang an geringe Identifikation mit dem Wohngebiet sank im Zuge der Fluktuation der Bevölkerung noch weiter. Während Frau Finke zur Zeit ihres Einzugs einen hohen Anteil von Armeeingehörigen vorfand, seien diese Leute nach Auflösung der NVA *„entweder weggestorbn oder weggezogn. Und das, was nachkam, war ebn immer, äh, na ja, vom Niveau her niedriger angesiedlt, ne.“* (F 205-207) Das gesunkene Niveau drückt sich für Frau Finke unter anderem darin aus, dass *„in jedm, in jedm einzelnen Wohngebiet irgndwelche Grüppchen von Pennern“* (F 219-220) stehen und es eine zunehmende Verwahrlosung des Viertels gebe (sie nennt das Beispiel Bierflaschen im Sandkasten), *„durch Leute, die n ganzn Tach nischt andret zu tun habn, als sich zu besaufn“* (F 221-222).

An der Bevölkerung Hegermühles kritisiert sie eine weit verbreitete Indifferenz gegenüber dem Wohnumfeld. Dies zeige sich unter anderem daran, dass viele ihre Hunde nicht im nahen Wald Gassi führen würden, „*sondern möglichst noch im Hauseingang stehnbleibn, die Leine so lang, wie se is, ne, und schnell wieder hoch, und na ja.*“ (F 289-291). Daher seien viele Sandkästen und Wiesen vom Hundekot verschmutzt, was die Attraktivität der Freiflächen für Eltern mit Kindern stark verringere. Maßnahmen wie die Schilder, die auf vielen Hegermühler Grünflächen mit Piktogrammen Hundehalter auffordern, ihre Hunde hier nicht koten zu lassen, hält sie für nutzlos, da es einem großen Teil der Bevölkerung egal sei, wie es in ihrem Viertel aussehe.

Deshalb sieht Frau Finke den Anstrengungen der Stadt, der Wohnungsgesellschaften und des Einzelhandels, das Wohnumfeld aufzuwerten, keinen Erfolg beschieden. Zwar bemerkt auch sie eine Vergrößerung des Einkaufskomforts durch die ständige Erweiterung des Handelscentrums, wodurch auch Kunden aus anderen Stadtteilen angezogen würden. Sie führt auch die Renovierung von Schulhöfen und Spielplätzen als positive Beispiele an. Doch fehlt ihrer Ansicht nach die Bereitschaft zur Pflege solcher Objekte.

„Also ich sach ma: Dass einerseits jetz so ne Million'nprojekte dahinzustelln, is die, is die eine Sache. Das dann aber auch zu wartn, zu flegn und zum Teil ebn auch zu erneuern, is die andre Sache. Und so kann man ebn stetich zukuckn, wie det allet mal teuer gebaut wurde und jetz ebn irgendwie vor sich hin gammlt, ne.“ (F 280-283)

Die Ursache für die Entwicklung der Einwohnerstruktur sieht Frau Finke, ebenso wie Herr Anton, in der bundesdeutschen Sozialgesetzgebung. Diese bedinge, dass, „*wenn die Leute Hartz Vier bekommn, dass die ebn nich, ähm, dass, also dass also die Mietn halt begrenzt sind für das, was das Amt zahlt. Ne, dass das, dass da oft keine Alternative oft bleibt in Strausberg, als hier in so m Plattnbau zu wohn'n.*“ (F 234-236) Da Hegermühle außerdem das größte Wohngebiet der Stadt ist, sei die kulturelle Prägung durch diejenigen, die auf den sozialen Wohnungsbau angewiesen sind, noch stärker als in anderen Plattenbaugebieten mit ähnlicher Sozialstruktur, weil die absolute Zahl dieser Personen größer ist.

In einem Plattenbau zu wohnen, scheint für Frau Finke von vornherein nicht als Ergebnis freier Wahl denkbar zu sein, sondern nur als Notlösung für den Fall, dass keine besseren Alternativen erreichbar sind. Dem entspricht ihr Ziel, so bald wie möglich in einen anderen Teil der Stadt zu ziehen. Ihre Wunschoption für diesen Fall wäre „*ne Altbauwohnung mit echtm Stuck an der Decke*

(Lachen) und Dielfußbodn und, äh, drei Meter fünfzich hohe Wände und so“ (187-188), also das genaue Gegenteil ihrer jetzigen Wohnung. Eine Plattenbauwohnung, selbst wenn sie in der Innenstadt läge, käme für sie explizit nicht in Frage.

Der hohe Anteil von Empfängern staatlicher Sozialleistungen an der Wohngebietsbevölkerung ist Frau Finke zufolge auch Ursache für das unbefriedigende Einkaufsangebot. Obwohl eine bedeutende bauliche Entwicklung des Handelscentrums sichtbar sei, gebe es aufgrund der dominanten Käuferschicht eine

„Dominanz an, an Billichlädn. Das is ebn, also Ein-Euro-Ladn und McGeiz und Repro. Und das is ebn das, was das Klientel hier anzieht oder, oder habn will, oder habn muss. Also ne Nobelboutique ins Handlscentrum zu proppn, hat keinn Sinn, weil die, die das Geld ham, da einkaufn zu gehn, die fahrn nach Berlin, und die hier wohn'n, ham das Geld nich, ne. Also von daher: Der Versuch wurde schon etliche Male gestartet, aber die ham nie wirklich lange überlebt, diese Lädn.“ (F 270-275)

Ihre Konsumbedürfnisse kann sie daher im Wohngebiet nicht befriedigen, was sie neben dem mangelnden Angebot auch an den im Vergleich zum nahen Berlin höheren Preisen festmacht. Da die Ladenmieten „*überdimensional hoch*“ (F 265) seien, seien auch die Warenpreise entsprechend teuer, was sich Viele am Ort nicht leisten könnten. „*Und deswegn wechsln die Lädn auch halbjährlich. Also wenn man mal lange nich da war, findet man nischt wieder. (Lachen)*“ (F 268-270) Die Verbindung eines baulich gut ausgestatteten Einkaufszentrums, das auch entsprechend hohe Ladenmieten verlangt, mit einer zum großen Teil wenig finanzkräftigen Wohnbevölkerung führt im Urteil Frau Finkes zu einer schlechten Einkaufssituation, die die Attraktivität Hegermühles als Wohnort zusätzlich senkt.

Die negative Einschätzung ihres Wohnorts zeigt sich auch darin, wie Frau Finke dessen Entwicklung seit ihrem Einzug rekapituliert. Diese schildert sie als eine Geschichte stetig sinkenden „*Niveaus*“, in der auch Verbesserungen, z.B. im Angebot an Spielplätzen, keine große Bedeutung zukommt, da das lokale „*Klientel*“ nicht bereit sei, diese Fortschritte richtig zu nutzen. Die Behebung der großen Sicherheitsprobleme der frühen 1990er Jahre habe demnach einen Zustand geschaffen, der zwar erträglich, aber nicht wirklich annehmbar sei. Das Hauptproblem des räumlich konzentrierten sozialen Wohnungsbaus, aufgrund dessen das Wohngebiet von einem Milieu der Resignation geprägt sei, bleibe dadurch unangetastet.

3.3.5. Frau Jedinaja

Bei der Beschreibung der Entwicklung in Hegermühle wird ein weiteres Mal die pragmatische Perspektive deutlich, aus der Frau Jedinaja ihr Viertel betrachtet. In ihrer Schilderung stellt Hegermühle lediglich den Schauplatz für die eigentlich wesentlichen Entwicklungen dar. Diese vollziehen sich im Rahmen ihres eigenen Lebens, ihrer Familie und ihres Bekanntenkreises beim Ankommen in einem neuen, doch durch kulturelle Tradierung vertrauten Land. Zu diesen Entwicklungen gehört das Ableben der Mutter kurze Zeit, nachdem sie sich ihren Lebenstraum der „Heimkehr“ nach Deutschland erfüllt hatte, und die Gewöhnung der Familie an die deutsche Umgangssprache, die stark von dem gewöhnten Deutsch abweicht – *„Aber das war eine andere Sprache. Also alte Sprach, (Lachen) deutsche Sprach. Und es ähnelt sich, wie die Bayrene sprechen. Kenn'n Sie die Bayernsprache? Ja, so was ähnliches.“* (J 179-180). Die größte aktuelle Relevanz hat für Frau Jedinaja die berufliche Zukunft ihrer drei erwachsenen Kinder, von denen zwei ebenfalls in Hegermühle wohnen.

Das im Vergleich zu den eben vorgestellten Fällen spät Einzugsdatum spielt dabei eine wichtige Rolle. Frau Jedinaja hat viele Prozesse, von denen Herr Anton, Herr Ekowski und Frau Finke berichten, nicht selbst erlebt und kennt nur ihre Ergebnisse. In den sieben Jahren, die Frau Jedinaja im Wohngebiet lebt, hat sich in ihren Augen nur eine bedeutende Veränderung hier vollzogen: Es gebe *„[m]ehr Leute, die jetzt saufn.“* (J 206) Dies ist für sie ein Problem, da die *„Siffer“* (J 212) keine Sorge für ihre Umwelt erkennen ließen und diese stark verschmutzen würden. Daher begrüßt sie auch die Maßnahme der Stadt, den öffentlichen Alkoholkonsum im Wohngebietszentrum zu untersagen.

„Und jetzt is gut, ham sie verbotn, hier zu trinkn bei REWE. Früher war es ja schrecklich. Kinder, Schule, und von früh auf stand die Männer da mit einer Flasche. Die Ecke angepullert, ich bitte um Entschuldigung. Na ja, das war so. Und wenn mer vorbei gegangn is, dann wusste man nicht, wo man die Augn hin tun soll.“ (J 207-210)

Als Grund für diese Wandlung macht Frau Jedinaja ebenso wie Herr Anton die hohe Arbeitslosigkeit unter der Bevölkerung Hegermühles aus, so dass viele nichts mehr mit ihrer Zeit anzufangen wüssten und sich aus Frust betrinken würden. Die Konzentration von Personen, denen es an Geld wie an sinnvoller Beschäftigung mangle, schaffe ein Klima, in dem viele die Sorge gegenüber sich selbst und gegenüber ihrer Umwelt verlören. Sich selbst klammert Frau Jedinaja

explizit aus; auch unter der Bedingung der Arbeitslosigkeit würde sie sich nicht so verhalten.

Frau Jedinaja sieht es weder als Glücksfall noch als zu lösendes Problem, dass sie in Hegermühle wohnt. Daraus folgt jedoch nicht, dass sie die Entwicklung des Viertels nicht interessieren würde. Sie nimmt aber nicht automatisch den Standpunkt einer Allgemeinheit der Wohngebietsbevölkerung ein, sondern äußert sich zur Thematik „Siffer“, weil sie selbst durch deren Verhalten geschädigt werde. Die Veränderungen im Wohngebiet registriert sie nicht aus einem Bewusstsein gesellschaftlicher Verantwortung, sondern nimmt sie da wahr, wo sie sie selbst und ihr Umfeld betreffen. An diesen Punkten macht sie sich Gedanken über deren Ursachen und ihre Lösung.

3.3.6. Zusammenfassung

Die von den Befragten am häufigsten thematisierte Entwicklung im Wohngebiet stellt die Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung dar. In verschiedener Weise kam sie in den Erzählungen fast aller Befragten vor. Dabei wurde einhellig die Verschiebung der Sozialstruktur in Richtung niedriger Einkommen und Sozialleistungsabhängigkeit beklagt, ebenso wie die daraus folgende Verschlechterung der Beziehungen untereinander - vom Verlust nachbarschaftlicher Solidarität bis zum „[A]bgammeln“ und resignierten Sich-Abfinden mit der eigenen Perspektivlosigkeit.

Alle Befragten äußerten auch Verständnis für solches Verhalten. Theoretisch unterschiedlich stark ausargumentiert, verorteten sie dessen Ursache in der wirtschaftlichen Lage der Region und der Sozialgesetzgebung, derentwegen Angehörige der unteren sozialen Schichten in Hegermühle besonders geballt vertreten seien. Ihr Verständnis hält sich jedoch in Grenzen. Die Befragten grenzten sich alle selbst von solchem Verhalten ab und befürworteten Maßnahmen wie das Alkoholverbot im Wohngebietszentrum und die Patrouillen des Sicherheitsdienstes, wodurch Vandalismus und Ruhestörung stark eingedämmt worden seien. Herr Ekowski meint dazu: „*Man muss sich doch hier sicher fühlen.*“ (E 861)

Auch die meisten Studienteilnehmer, die ich über die hier vorgestellten Fälle hinaus befragt habe, äußerten sich positiv über diese ordnungspolitischen Maßnahmen. Das Alkoholverbot fand gerade unter Eltern minderjähriger Kinder Zustimmung - ein junges Ehepaar, das ich bei der

Wohnungssuche befragte, sowie Herr Nadic äußerten sich dementsprechend.

Davon abgesehen, wurde von allen Befragten die Erweiterung der Einkaufsmöglichkeiten im Viertel während der letzten Jahre als Fortschritt genannt, wenn auch deren Bedeutung für die eigene Wohnzufriedenheit unterschiedlich bewertet wurde. Auch der Um- und Neubau von Spiel- und Sportplätzen wurde in fast jedem Interview positiv hervorgehoben. Dabei spielte es keine Rolle, ob die Befragten selbst Kinder im entsprechenden Alter hatten. Beschädigte und zerstörte Anlagen wurden auch von Anderen als Ärgernis genannt.

Nicht zuletzt ist es auch in der Bewertung der bisherigen Entwicklung des Wohngebiets von Belang, ob die Befragten den Vergleich der Zustände vor und nach dem Ende der DDR ziehen können. Sowohl die in den 1980er Jahren eingezogenen Herren Anton, Ekowski und Pohl, als auch die vor 1990 in einem anderen Teil Strausbergs aufgewachsene Frau Finke stellen das lokale Leben in der DDR-Zeit als ruhiger und sicherer dar. Frau Finke hatte zwar von Anfang an kein gutes Verhältnis zum Ort, doch sie bewertet die von Militärangehörigen geprägte Sozialstruktur zur Zeit ihres Einzugs höher als das jetzige. Die Ersetzung der politischen, ökonomischen und sozialen Strukturen der DDR durch jene der BRD beschreiben alle vier Befragten ambivalent als Prozess, der positiv bewertete Sicherheiten zerstört und neue gesellschaftliche Konflikte geschaffen, aber auch neue Möglichkeiten eröffnet habe, individuell oder kollektiv auf diese Prozesse zu reagieren und damit seine individuelle Lage zu verbessern.

Diese Zweischneidigkeit der Zeit nach 1990 wird deutlich an den folgenden Beispielen: Die rechtlich gegebene Möglichkeit zur Selbstorganisation der Wohngebietsbevölkerung im Bürgerverein wurde erst als Reaktion auf die Abwicklung außerschulischer Beschäftigungsangebote wahrgenommen. Die Erweiterung des Warenangebots ging damit einher, dass ein wachsender Teil der lokalen Bevölkerung aufgrund von Arbeitslosigkeit und Armut nur in geringem Maße an den gewachsenen Konsumoptionen teilhaben könne. Die Möglichkeit, dank des größeren Angebots in ein eigenes Haus oder anderes Viertel umzuziehen, führt zur lokalen Ballung derer, die sich den Umzug nicht leisten können und zurückbleiben.

3.4. Das Image Hegermühles

Wie im ersten Kapitel dargestellt, hat Hegermühle in der Strausberger Öffentlichkeit keinen guten Ruf. Im folgenden wird dargestellt, wie die Teilnehmer dieser Studie das Image des Viertels wahrnehmen, und welche Gründe sie für dieses Image ausmachen. Damit soll untersucht werden, ob sie den Zuschreibungen zustimmen, die von außen auf Hegermühle gemacht werden, oder ob sie sich dagegen wehren.

3.4.1. Herr Pohl

Als ich Herrn Pohl zu Beginn unseres Gesprächs das Anliegen meiner Studie vorstellte, erzählte ich ihm auch, mich störe der Begriff „Ghetto“, mit dem Plattenbaugebiete oft beschrieben würden. Bei meiner Arbeit in Hegermühle war mir dieser Begriff oft begegnet. Dieses Stichwort nahm er sogleich auf und teilte mir unumwunden mit, dass die Bezeichnung auch für sein Wohngebiet üblich sei, und zwar gerade bei Menschen, die selbst noch nie dort gewesen seien. Als Grund dafür nennt er an erster Stelle die Berichterstattung der lokalen Presse: *„Es war der größte Fehler, den die Presse machn konnte, det so in Verruf zu stelln, ja?“* (P 298-299)

Es seien nicht die konkreten Ereignisse, über die berichtet werde, sondern der Duktus der Artikel, der das Wohngebiet in schlechtes Licht rücke. Herr Pohl macht dies fest an dem Reizwort *„die Platte“*:

„I: Über welche Ereignisse hat die Presse denn konkret negativ berichtet?“

P: Nee, nichts. Ich sachs ma so. Aber wenn über die Hegermühle als Wohngebiet geschriebln wurde, dann warns immer die Plattn. Die Plattn. Die Platte. So, und das, na ja, so wat prägt.

I: Wie wurde das dann dargestellt, die Platte?“

P: Nur mit dem Begriff. Und der reicht. Nur mit dem Begriff.“ (P 311-318)

Durch die Terminologie würden Erwartungen über die Zustände im Wohngebiet geweckt, auch wenn sie nicht durch konkrete Beispiele belegt sind.

„So, na ja, und dann is doch dieser Begriff Platte, is eigentlich so abwertnd, dass de n Gefühl entwicklst als Außstehnder: Die sitzn da im Knast. Nich, ne. Es war nichts nenns-, bedeutsames, ich sachs ma so, wo man hätte mit dem Begriff Platte ein Verhaltn von Menschn beschreibn müßn. Ja, dass eener aus m Fenster jehopst is, oder weiß der Kuckuck, was. Die sind woanders aus m Fenster jehopst. Äh, und trotzdem prägt so n Begriff. Irgndwann biste so weit, dass de sachst: na, die aus der Platte.“ (P 321-326)

Die mit dem Konzept „Platte“ verbundenen Klischees sind seiner Erklärung nach also schon im kollektiven Bewusstsein verankert, und der Begriff genüge, um die entsprechenden negativen Assoziationen zu wecken: ein Teil der Stadt, in dem niemand freiwillig wohnen möchte, in dem man sich wie im Gefängnis fühle, und in dem das Leben so trostlos sei, dass die Bewohner sich reihenweise das Leben nähmen.

Auch über die Spätaussiedler im Wohngebiet hätten die lokalen Medien in einer Weise berichtet, die sie in das schlechte Image des Viertels einordnet. Die Spätaussiedler seien „für die Zeitung natürlich wat jefundnet“ (P 327) gewesen, und daher hätten diese sich nicht die Mühe gemacht, auf Phänomene einzugehen, die nicht in das feststehende, negative Bild passen. So sei die Beteiligung „Russlanddeutscher“ aus dem Wohngebiet an der Sanierung der Stadtkirche von der Presse unbeachtet geblieben.

Herr Pohl sieht allerdings für das Bild Hegermühles nicht nur die Medien verantwortlich, sondern vermisst bei der Bevölkerung selbst die Bereitschaft, sich an der Gestaltung des öffentlichen Lebens zu beteiligen. Aus diesem Grunde hätten die anderen Teile der Stadt, auch die anderen Plattenbaugebiete, nicht mit ähnlichen Rufproblemen zu kämpfen. „Und hier wohn'n vernünftje Leute. Aber det geht alles unter. [...] Hier isset och nich jelungn, ick sachs ma so, hier n vernünftjen Verein zu machn.“ (P 299-304) Dieses mangelnde Engagement kennt er auch aus seiner eigenen Arbeit bei der Ausrichtung von Wohngebietsfesten, und er sieht darin eine Quelle für das negative „Platten“-Image: „Und so abfällich warn teilweise auch Bemerkungn, als wir versucht ham, hier n Stückchen Kultur reinzubringn. Und da konnt ich die denn beinah schon verstehn, weil ick für mich och spürte: Du krichst die Leute nich. Ja? Kinder kann noch, ne, aber dass da Papa ma mitkommt, nischt.“ (318-321)

3.4.2. Herr Anton

Die „Ghetto“-Thematik wiederholt sich bei Herrn Anton: *„[E]s wird ja immer vom Ghetto gesprochn. Man sollte dieses Wort eigentlich gar nich in n Mund nehmn, ich sag mal so, weil das ja sehr negativ belastet ist eigentlich, Ghetto, ne?“* (A 441-443) Anders als Herr Pohl, der dem Ruf des Wohngebiets als „Insider“ der Bereiche Medien und Kommunalpolitik begegnet, fühlt sich Herr Anton als Einwohner persönlich betroffen. Er berichtet, dass sich die Bürger des Wohngebiets immer gegen die Sicht von Hegermühle als *„Brennpunkt der Stadt Strausberg“* (A 465) gewehrt hätten. Im Gespräch begegnet Herr Anton dieser Zuschreibung durch Relativierungen: Zwar verfügten die Wohnungen alle nur über kleine, fensterlose Badezimmer, *„aber ich kenn ja nichts andres“* (A 444). Es werde behauptet, im Wohngebiet gebe es *„viel Schmutz und Dreck“* (A 445-446), und auch die Grüppchen von Trinkern am zentralen Platz fielen allgemein negativ auf. Doch darauf entgegnet er: *„[Ü]berall stehn irgndwo mal Trinker und saufn ein'n. Überall wird mal nachts irgndwo, so ärgerlich es is, was beschmiert. Aber ich denk, wenn man durchs Wohngebiet geht, äh, denk ich mal, gibts andre Städte und andre, andre Gebiete, wos da weitaus schlechter aussieht.“* (A 449-452)

Das schlechte Image der Siedlung weist Herr Anton zurück, aber nicht, indem er die Kritikpunkte derer, die Hegermühle nicht mögen, abstreitet, sondern indem er sie entdramatisiert mit der Haltung: Das ist doch nicht so schlimm, so etwas gibt es überall, und anderswo ist es schlimmer als hier. Er verweist auf das Beispiel des Wohngebiets „Am Försterweg“ in der Nähe des städtischen Bahnhofs, um zu zeigen, dass die Probleme Hegermühles auch andere Stadtteile betreffen: *„[D]a ham die diesn ganzn Bahnhofsvorplatz eigentlich ganz gut gemacht, da nach der Stadt, so nach Strausberg vorne. Na ja, mittlerweile sitzn da auch viele unn machn Remmidemmi, ich sags mal so. Was nützt dir n der schöne Bahnhofsvorplatz, wenn die da, äh, Ärger fabriziern, ja?“* (A 537-540) Solche Erscheinungen seien kein Widerspruch dazu, dass die Wohngebietsbevölkerung größtenteils ein normales Leben führe und *„mit diesm Ghettogehabe auch nichts am Hut“* (523) habe.

Dem negativen Bild von Hegermühle begegnet Herr Anton nur bei Personen, die das Wohngebiet nicht aus eigenem Erleben kennen. Ihnen hält er entgegen: *„[W]as wollt ihr denn, zieht mal her, dann seht ihr das.“* (A 453-454) Personen, die früher selbst schon eine Zeitlang im Viertel gewohnt haben, sehen Herrn Anton zufolge das Leben dort weit weniger dramatisch und finden es *„ganz okee“*. (A 454)

Den Grund für das negative Image Hegermühles sieht er im Wirken von Gerüchten. Diese hätten ihren Ursprung in den bereits genannten, lange zurück liegenden „*Ausnandersetzungen zwischn Rechtn und Linkn*“ (A 474) sowie „*zwischn Rechtn und Aussiedlern*“ (A 475) und in einem relativ hohen Bevölkerungsanteil an Spätaussiedlern – „*was ich gar nich so empfinde*“ (A 475-476) -, die angeblich für „*viel Unruhe*“ (A 477) im Viertel sorgen würden. Das Image geht Herrn Anton zufolge also auf Vorfälle zurück, die entweder längst nicht mehr aktuell sind oder seiner eigenen Erfahrung widersprechen. Die daran anknüpfenden negativen Urteile über das Wohngebiet würden so lang weiter verbreitet, bis sie Allgemeingut seien und auch bei Personen, die das Wohngebiet nicht aus eigener Anschauung kennen, auf fruchtbaren Boden fallen. „*Na ja, ich sage, was einmal schlecht is, is immer schlecht. S is immer sehr einfach zu sagn, ja, wenn ich einmal gesagt habe als Bürgermeister: sozialer Brennpunkt Hegermühle, sag ich das auch zehn mal wieder. Ne, und der Nachfolger sagt das vielleicht auch wieder.*“ (A 491-493) Auch Herr Anton muss aber zugeben, dass die Gerüchte auf Tatsachen beruhen: „*S is natürlich unabhängig davon so, sozialer Brennpunkt stimmt ja dahin, weil hier so, n großer, sehr viele Arbeitslos-, Arbeit-, ALG Zwo-Empfänger sinn.*“ (A 493-495) Es ist das wertende Urteil, das aus diesen Tatsachen gezogen wird, welches ihn an den Gerüchten stört: „*Aber das heißt ja nich, dass es alle, alle böse Leute sinn, ne?*“ (A 495-496)

3.4.3. Frau Finke

Auf die Frage, was Menschen von außerhalb als erstes einfielen, wenn sie an Hegermühle dächten, kommt Frau Finke ohne Umschweife auf den Begriff „Ghetto“: „*Ghetto. Einfach, ja, Arbeitslosigkeit, Ghetto, Abschaum.*“ (F 430) Daraus erwachsen für die Bewohner Probleme, weil sie gemäß diesem Image bewertet würden. So seien sie bei der Arbeitsplatzsuche benachteiligt, da eine Adresse in Hegermühle oft ein Ausschlusskriterium darstelle:

„Also das is, ich hab das auch von vieln Leutn gehört, die sich, die sich irgndwo bewerben, und auf dem Bewerbungsbogn steht einfach nur die Adresse. Die falln durchs Raster, ganz knallhart. Also die ham keine Chance gegenüber jemandn, der sich in Strausberg bewirbt und sagt, er wohnt [in der Innenstadt] [...] Das is, da wird schon aussortiert, weil ebn das Bild bei den Leutn so im Kopf is, hmm.“ (F 430-435)

Obwohl Frau Finke unter allen meinen Interviewpartnern die geringste Identifikation mit dem Wohngebiet aufweist, folgt sie Herrn Anton darin, dass sie diese Zuschreibung nicht völlig

zurückweist, aber ihre Bedeutung relativiert. Als Beispiele für tatsächlich bestehende unerfreuliche Aspekte des Wohngebiets nennt sie, dass *„die Kriminalitätsrate hier höher is, als in andern Region'n von Strausberg, und, ähm, die Arbeitslosigkeit höher is, als in andern Region'n von Strausberg, und damit ebn auch, na ja, das Niveau ebn viel niedriger angesiedelt is.“* (F 439-441). So düster, wie es in der städtischen Öffentlichkeit wahrgenommen würde, sei die Realität im Wohngebiet jedoch längst nicht. Die vorrangige Ursache für das schlechte Image sieht sie in der selektiven Wahrnehmung der städtischen Öffentlichkeit: Schlechte Nachrichten würden von der Außenwelt eher registriert und blieben länger im kollektiven Gedächtnis als gute. Hieran könnten auch Aufwertungsmaßnahmen nicht ohne weiteres etwas ändern, denn *„Negatives bleibt ebn haften. Und so n Bild schubsn se nich von heut auf morgn wieder um, ne, nur, weil man ma irgndwas schön gemacht hat. Das sehn die Leute nich.“* (F 454-456)

Die konkreten Ereignisse, die das Image geprägt haben, sieht Frau Finke ebenso wie Herr Anton in der Vergangenheit, besonders in der ersten Hälfte der 1990er Jahre. Damals habe es eine Konjunktur der Kriminalität und Gewalt gegeben, *„[a]lso Einbrüche, Diebstähle, Brände, diese, dieser Rechtsradikalismus früher.“* (F 449-450) Besonders letzterer sei damals ein Problem gewesen. So seien rechtsradikale Gruppen derart dominant aufgetreten, *„dass die hier [meinten], äh, abnds das Wohngebiet beherrschn zu müssn, oder aufm Bahnhof ebn auch Randalen war jedn Abnd.“* (451-452)

Durch die gesteigerte Polizeipräsenz und den inzwischen eingeführten Security-Dienst, der auch eine Mediatorenfunktion einnehme bei der Schlichtung von Nachbarschaftsstreitigkeiten, habe die Sicherheit im Wohngebiet stark zugenommen. Frau Finke sieht eine Wirkung der Ordnungsorgane auch über ihr konkretes Eingreifen hinaus, weil das Bewusstsein ihrer Präsenz eventuelle Delinquenten von vornherein von der Verübung von Straftaten und Ordnungswidrigkeiten abhalte: *„Also dadurch, ähm, dass die Leute ebn wissn: Sie werdn beobachtet, und hier is ständich jemand schnell vor Ort, denk ich, hat sich das so n bisschen dezimiert und hat das abgenommn.“* (F 466-468) Zu diesen ordnenden Instanzen zählt sie interessanterweise auch die Bevölkerungsgruppe der Spätaussiedler. Jugendliche russischer Abstammung hätten dafür gesorgt, dass ein offen rechtsradikales Auftreten im Wohngebiet kaum mehr möglich sei. Als Beispiel führt sie eine selbst erlebte Geschichte an. *„Also wenn ein Russe in der S-Bahn saß und von drei Rechtsradikaln bedroht wordn is, dann hat der hier angerufn, und dann standn auf n Schlach zwanzich Russn auf m Bahnhof. Hmm. Dann is der brav weitergefahrn. (Lachen)“* (F 475-478)

Obwohl Frau Finke von allen Befragten die negativste Einschätzung des Wohngebiets äußert, ist ihr dessen Ruf doch nicht völlig gleichgültig; sie möchte ihn zumindest auf die Tatsachen zurecht rücken. Doch im Vergleich zu Herrn Pohl und Herrn Anton bemisst sie die Distanz zwischen Ruf und Tatsachen geringer.

3.4.4. Herr Ekowski

Herrn Ekowski zufolge ist Hegermühles Ruf geprägt durch Tristesse und Verbrechen: *„Hier isses langweilich, das is ne Schlafstadt. [...] Und hier is Kriminelles.“* (E 883-887) Er hält dieses Bild nicht für völlig falsch, sieht es aber nur als einen Aspekt der Hegermühler Wirklichkeit, dem andere, positivere Aspekte entgegen stehen. Im Einklang mit Herrn Pohl macht er dafür vor allem die Lokalpresse verantwortlich. Diese konzentrierte sich in der Berichterstattung über seinen Wohnort einseitig auf schlechte Nachrichten, ohne konkrete Ansätze zur Verbesserung aufzuzeigen. Somit festigte sich die Vorstellung von Hegermühle als Problembezirk, aus dem der, der es sich leisten kann, fortziehe. Die Presseberichte wirkten als Belege für das Bild, das erst durch sie aufgebaut worden sei. Die negative Berichterstattung würde zur „Self-Fulfilling Prophecy“:

„Und das belegn ja dann Tatsache och die Zeitungartikl: Hier is Kriminelles im Um-, im Umgang. Sehn Se, und alle die jetz hier wegziehn, oder viele die hier wegziehn, die ziehn doch dann in Eignheim, damit se für sich in Ruhe ihre Welt uffbaun könnn, wo dann nich jeder das dann zerstörn kann. Das is doch das Image.“ (E 887-890)

Die Tendenz, in der über das Wohngebiet berichtet wird, habe direkten Einfluss auf seine Entwicklung: *„Und wenn unsre Pressefreiheit so weit geht, dass hier jeder Quatsch, uff Deutsch jesacht, rin kann, dann wird das abwärts gehn.“* (E 896-898)

Er nennt das Beispiel eines Konflikts zwischen einer Schule im Wohngebiet und einer in einem anderen Stadtteil, in dem *„die hiesige Schule [...] von den'n so schlecht gemacht [wurde]. Über de Zeitung.“* (E 854-855) In Bezug darauf spricht er von *„in meinn Augn, unsinnigen Zeitungartikl[n] [...], die dann öffntlich etwas anprangern, äh, wo se zwar recht habn, aber hier brauch ick doch Menschn, äh, die das verändern.“* (E 646-648) Durch solch einseitige Information würden die Personen, die versuchten, etwas zur Verbesserung des Wohnumfelds beizutragen, in ihrem Engagement behindert. Sie könnten der Öffentlichkeit nicht mehr vermitteln, warum sich ihr

Einsatz lohne. Aus diesem Grunde vermeidet Herr Ekowski das Studium solcher Berichte. *„Da such ich so ne Artl auch gar nicht, weil se mir auch selbst irgndwie, äh, auch mich selbst schadn. Ich sach mir: N Andrer, der das liest, sacht: Kiek mal, der schwärmt vonne Hegermühle und da sind so viel Dreckeckn. Steht groß inne Zeitung drin.“* (E 651-653)

Herr Ekowski sieht die Bevölkerung Hegermühles in der Pflicht, den Ruf des Wohngebiets zu korrigieren. Dies drückte sich in seinem ganzen Auftreten mit gegenüber aus: Fortwährend war er bestrebt, mich durch Hervorhebung der positiven Seiten des Wohngebiets an seiner Begeisterung teilhaben zu lassen. Dadurch wollte er mich dazu bringen, aus eigenem Interesse an der Verbesserung Hegermühles konstruktive Kritik zu entwickeln. An verschiedenen Stellen des Interviews proklamierte er eine bewusste Informationstätigkeit der Einwohner getreu dem Motto *„Tu Gutes und rede darüber“*, um die schönen Facetten des Viertels öffentlich bekannt zu machen. *„Ein guter Ruf kann nur kommn, wenn etwas gut darjestellt wird.“* (E 856) Ein gelungenes Beispiel für eine positive Berichterstattung sieht Herr Ekowski in der Öffentlichkeitsarbeit der SWG, die in ihren Werbeveröffentlichungen mehrfach über Hegermühle und ihre Einwohner berichtet hat. Auch das Handelscentrum sieht er als Vorbild, da es mit der anregenden Präsentation der Produkte, der regelmäßigen Ausrichtung von Veranstaltungen und einer offensiven Werbetätigkeit Kunden aus dem gesamten Kreis anlocke. Im Gegensatz zu Hegermühle habe daher das Handelscentrum kein Problem mit seinem Image, da viele es aus eigener Erfahrung kennen – *„die brauchn um ihrn Ruf nich zu kämpfn, sondern wir hier.“* (E 875-876)

In diesem Sinne setzt sich Herr Ekowski selbst aktiv für das Wohngebiet ein. Er geht gegen Phänomene vor, die er als Missstände empfindet, und bemüht sich, dies bekannt zu machen und dadurch Andere zur Nachahmung anzuregen. Bis vor einigen Jahren führte ein öffentlicher Weg nah an seinem Haus vorbei, und an den Wänden des Hauses wurden wiederholt Graffiti gesprüht, die er mit eigener Arbeit entfernte. Er teilte es der Wohnungsgesellschaft so lange mit, bis die Wegführung um das Haus geändert wurde. Im Ergebnis tauchten keine neuen Graffiti mehr auf. Die zusätzliche Arbeit sah Herr Ekowski als seine Pflicht und als in seinem eigenen Interesse liegend an: *„Weil ick wohne hier. Jeder, der das sieht, denkt: Na, das muss doch ein, muss doch da ein Chaot sein, der da wohnt.“* (E 659-660)

Herrn Ekowski zu Folge ist Hegermühle nicht das einzige Wohngebiet Strausbergs, das unter Imageproblemen leidet. Für die Plattenbaugebiete *„Am Försterweg“* und *„Otto-Grotewohl-Ring“* nimmt er einen ähnlichen Ruf an, ist sich aber nicht völlig sicher. *„Ich kann nie, äh, befindn, was*

andre sagt. Ich seh bloß immer, was inne Zeitung steht.“ (E 915-916) Hegermühle habe aber als größtes Wohngebiet der Stadt eine Vorreiterrolle für die anderen. Die Wirkung der hier erzielten Erfolge und Misserfolge würde auf die anderen Viertel abstrahlen und deren Ruf mit beeinflussen, denn *„wenn man das größte noch nicht in Griff kriegt, na wie will man dann die anderen in Griff kriegen?“* (E 921-922). Die Einwohner hier hätten darum eine besondere Verantwortung, das Image ihres Wohnorts positiv zu beeinflussen.

3.4.5. Frau Jedinaja

Auf die Frage, was Menschen in anderen Stadtteilen zuerst einfielen, wenn sie an das Wohngebiet dächten, antwortet Frau Jedinaja: *„(Lachen) Na ja, manchmal der Dreck, der hier, äh, rumliegt, das auch.“* (J 275) Die Thematik *„Dreck“* führt sie weiter aus und nennt übervolle Mülltonnen – *„[d]as is auch, sieht schrecklich aus“* (J 277) -, ungepflegte Rasenflächen und die Verschmutzung mit Hundekot: *„Und die Hunde. (Seufzen) Die Hunde, das is schlimm hier. [...] Der Spielplatz, wo die Kinder spielen, alles verkackt. Das is auch, das mein ich, sieht mer ja gleich.“* (J 278-281)

Diese Einzelbeobachtungen verdichten sich bei ihr zwar nicht zu einem Gesamtbild von Hegermühle als *„Ghetto“*, *„Platte“* oder *„Schlafstadt“*. Sie nimmt aber an, dass es gerade diese Aspekte sind, die die Wahrnehmung des Viertels von außen ausmachen. Die anderen Interviewpartner sahen in diesem Bild noch eine einseitige Betonung negativer Seiten, die zwar kein reines Vorurteil, aber eben doch nur ein Teil der Wirklichkeit sei. Selbst Frau Finke, die von allen Befragten die ablehnendste Einstellung zum Wohngebiet zeigte, sah im *„Ghetto“-Image* die übertriebene Betonung von längst vergangenen Geschehnissen. Frau Jedinaja dagegen hielt sich im Interview nicht mit der Frage auf, wie die öffentliche Sicht auf das Wohngebiet korrigiert werden könne. Sie ging unmittelbar zu den ihrer Aussage nach tatsächlich bestehenden Problemen über, wobei sie rein nach deren Lösung fragte und nicht danach, welchen Einfluss dies auf das Image der Siedlung haben könnte.

Der undifferenzierte Ruf Hegermühles liegt Frau Jedinaja zufolge auch daran, dass das Viertel keine Besonderheiten aufweisen könne, die es gegenüber anderen Stadtteilen hervorheben. Sie könne sich *„gar nicht vorstellen, dass, an was mer hier schönes [denkt]. Na ja, gut, Handelszentrum vielleicht oder McDonald's, aber das is übera-, überall. Aber dass es so was gibt, dass mer es, kann*

ich, weiß ich nicht, ehrlich gesagt.“ (J 303-305). Die einzigen Merkmale Hegermühles, die Frau Jedinaja für bemerkenswert hält, sind ein Einkaufszentrum und ein Fast-Food-Restaurant. Diese zeichnen das Viertel zwar gegenüber anderen Teilen Strausbergs aus, denn das Handelszentrum ist das größte Einkaufszentrum des Landkreises und die McDonald's-Filiale ist die einzige in der Stadt. Solche Einrichtungen können aber auch in anderen Städten gefunden werden und sind nicht spezifisch für das Wohngebiet.

3.4.6. Zusammenfassung

Von allen Punkten, die ich gegenüber meinen Interviewpartnern ansprach, herrschte in der Frage des Images Hegermühles die größte Einhelligkeit. Alle Befragten gaben mir gegenüber an, dass das öffentliche Bild überwiegend negativ sei: Das Wohngebiet gelte als schmutziger, öder, kriminalitätsgeplagter Ort, aus dem jeder wegziehe, der es sich leisten könne. Schlagworte wie „*die Platte*“, „*sozialer Brennpunkt*“ und „*Ghetto*“ prägten die Wahrnehmung Hegermühles.

Die angeführten Ursachen für dieses Image lassen sich in drei Gruppen unterteilen: die mediale Berichterstattung, das Wirken von Vorurteilen im öffentlichen Bewusstsein und das Handeln der Hegermühler Bevölkerung.

Die Lokalpresse wird von Herrn Pohl und Herrn Ekowski dafür kritisiert, dass sie ihren Auftrag zur objektiven Information nicht erfülle. Sie konzentrierte sich in Bezug auf Hegermühle auf Nachrichten, die das Viertel in schlechtes Licht rücken. Erfreuliche Neuigkeiten würden nicht beachtet, da sie nicht ins vorgefertigte Bild der Journalisten passten. Sie würden sich darauf beschränken, verbreitete Klischees über das Wohngebiet zu bedienen, und behinderten damit eine Änderung dieses Bildes durch die Bereitstellung von Fakten. Herr Ekowski führte diese Argumentation noch weiter aus: Durch die einseitige Themenauswahl der Medien würden hier lebende Menschen demotiviert und die Bereitschaft gemindert, etwas an den Zuständen, über die berichtet wird, zu ändern. Die Zeitungen würden damit selbst dazu beitragen, dass das negative Bild, welches sie von Hegermühle zeichnen, Wirklichkeit wird und bleibt.

Herr Pohl, Herr Anton und Frau Finke schilderten Vorurteile bei den Einwohnern anderer Stadtteile. Diese hätten zwar eine Grundlage in Fakten, doch seien diese Fakten entweder schon längst nicht

mehr aktuell (Schlägereien und militant auftretender Rechtsextremismus in den 1990er Jahren), oder sie würden in ihrer Bedeutung hochgespielt (öffentliche Trinker gebe es überall). Diese Ansichten würden die Sicht aufs Viertel bestimmen. Auch Tatsachen, die ihnen widersprechen, könnten diese Vorurteile nicht ohne weiteres beseitigen.

Herr Anton führt aus, dass diese Vorurteile gerade bei Menschen verbreitet seien, die das Wohngebiet nicht aus eigener Anschauung kennen. Wie sich den Erzählungen Herrn Pohls und Herrn Antons entnehmen lässt, scheint für das Image Hegermühles auch die Wahrnehmung zugewanderter Einwohner eine Rolle zu spielen. Beide gaben an, dass die Ansicht verbreitet sei, in Hegermühle gebe es „*relativ viel Aussiedler*“ (A 476), die „*viel Unruhe*“ (A 477) verursachten.

Auch in anderen Gesprächen wurde diese Sicht angesprochen. Herr Meertens, der selbst aus einem anderen Land stammt, teilte mir ein Erlebnis mit, dass seine Frau ihm erzählt hatte. Eine Bekannte sei nach längerer Abwesenheit in ihre Heimatstadt zurückgekehrt und habe sich um eine Wohnung im Viertel beworben. „*Dann hat die Stadtverwaltung gesagt zu diese Frau: Nein, das is besser, dass Sie das nich machen, denn da wohnen nur Ausländer. Sie können besser woanders suchn.*“ (M 246-248)

Während meiner teilnehmenden Beobachtung in der SWG erlebte ich selbst eine ähnliche Situation, als eine Frau aus einem anderen Stadtteil sich nach einer Wohnung im Viertel erkundigte. Als ihr eine Wohnung angeboten wurde, fragte sie nach, ob in dem Haus „*viele Ausländer*“⁹⁰ gebe, da sie Angst habe, von diesen „*im Hausflur eins drüber [zu] kriegen*“⁹¹.

Die Abneigung gegen Zuwanderer scheint eine wichtige Rolle bei der negativen Bewertung Hegermühles durch außen Stehende zu spielen. Mehrere Interviewpartner grenzten sich gegen eine solche Sicht ab, ohne darauf angesprochen worden zu sein. Sie schienen zu erwarten, dass ich ihnen unterstelle, sie seien Migranten gegenüber feindlich eingestellt. Frau Ortrand führte das Thema Spätaussiedler mit den Worten ein: „*Ja, ich möcht schon sagn, na ja, sind viele Spätaussiedler mit dazugekommn, also russische Familien. Na, einje sagn, sie ham Probleme mit den'n. Ich hab noch nie Probleme gehabt.*“ (O 147-148) Der Beobachtung, dass der Anteil zugewanderter Einwohner in den letzten Jahren stark zugenommen habe, fügte Herr Meertens die Bemerkung hinzu: „*Ich muss, äh, ich sage nicht, dass, dass das n Problem ist. Ich habe keine Probleme damit. Ich hab auch keine*

⁹⁰ Zit. n. einem Feldprotokoll des Verfassers dieser Arbeit vom 13.8.2009

⁹¹ ebd.

Vorurteile. Komm sehr gut klar mit den'n, mit die alle hier.“ (M 59-61)

Einige Interviewpartner führten den schlechten Ruf Hegermühles auf das Handeln der Bevölkerung zurück. Am stärksten vertrat diese Position Frau Jedinaja, die in der Außenwahrnehmung des Wohngebiets eine Spiegelung der dortigen Zustände sah: Weil sich die Einwohner zu wenig um die Sauberkeit und Schönheit ihres Wohngebiets kümmerten, und weil es dort nichts gebe, was es gegenüber anderen Stadtteilen als einzigartig auszeichne, werde es nur als schmutzig wahrgenommen. Herr Pohl und Herr Ekowski registrierten eine mangelnde Bereitschaft der Bürger, selbst etwas für die Imageverbesserung ihres Viertels zu tun. Frau Ortrand stellte fest, dass viele dort lebende Jugendliche die Bezeichnung als „Ghetto“ mittlerweile akzeptieren und selbst verwenden: *„Aber des, komischerweise machn das die Jugndlichn selber. Die Erwachsnen sogn das gar nich. Das sogn die Jugndlichn selber. Das is ihr Ghetto hier. Und das is immer, was mich n bisschn so stört. Is immer so schade, dass se selber.“ (O 153-155)* Herr Ekowski führt diese Argumentation weiter und übersetzt sie in ein Konzept, um Hegermühle einen besseren Ruf zu verschaffen. Dafür will er die Bürger durch Öffentlichkeitsarbeit zur Mitwirkung an der Verschönerung des Viertels animieren.

3.5. Das eigene Verhältnis zu Hegermühle

Nachdem das Image Hegermühles in der Öffentlichkeit behandelt wurde, wird in diesem Kapitel danach gefragt, wie die Interviewpartner selbst das Wohngebiet wahrnehmen. Dabei geht es darum, ob der Gesamteindruck vom Viertel für die Befragten eher positiv oder negativ ausfällt, und welche Aspekte des Viertels für sie relevant sind. Weiterhin ist Thema, unter welchen Umständen die Befragten aus Hegermühle wegziehen würden. Damit soll untersucht werden, welche Faktoren eine subjektive Bindung ans Wohngebiet begünstigen oder behindern.

3.5.1. Herr Ekowski

Mehr als für alle anderen Befragten stellt das Wohngebiet für Herrn Ekowski den eindeutigen Lebensmittelpunkt dar. Auf die Frage nach seinem typischen Tagesablauf zählt er eine Reihe von

Tätigkeiten auf, die sich fast alle hier abspielen, von Spaziergängen über Besuche bei Bekannten bis hin zu Einkäufen und Arztbesuchen. Sein Leben spielt sich zwar in einem eingeschränkten Radius ab, was auch durch sein Alter bedingt ist. Es gelingt ihm aber, seiner Umwelt immer wieder neue Eindrücke abzugewinnen.

„Und nach dem Frühstück geh ich dann meistens ne Stunde raus, ne Stunde spazieren. Und hab hier meine festen Ziele dabei. Die Hegermühle kenn ich ja von vorne bis hinten. Meistens dann tatsächlich auch in der Hegermühle, weil hier passiert ja jedn Tag was Neues. Ob das im Handlsentrum ist, ob das im Einkaufszentrum is hier im He-, inner, Am Annatal, oder in den Kindereinrichtungn, irgdnwas passiert immer. Und wer n bisschen naturverbundn is, der sieht dann hier och viele Blumn blühn, viele, äh, Grünanlagn gepflegter Natur, und das macht dann eigntlich Spaß.“ (E 114-120)

Durch die jahrzehntelange Beschäftigung mit dem Bau- und Wohnungswesen ist Herr Ekowski aufmerksamer für Veränderungen, die für andere Anwohner selbstverständlich sind. Gut eingerichtete und gepflegte Gebäude, Plätze, Grünanlagen und Versorgungseinrichtungen sind für ihn ein Grund zur Freude, weil er aus eigener Erfahrung weiß, welche Planung und Arbeit darin steckt. Er erzählt ausführlich über die Zweigbibliothek und die Geschäfte im Viertel, und lobt die schnelle Erreichbarkeit, gute Organisation, Ordnung und Sauberkeit sowie die Freundlichkeit des Personals.

Seine alltäglichen Besorgungen erledigt Herr Ekowski im Wohngebiet, doch nutzt er auch Einrichtungen im Stadtzentrum. Hier befinden sich die Hauptbibliothek und der Badestrand am Straussee, und hier kann er sich bei Spaziergängen an seine Zeit im Betrieb erinnern, durch die er *„mit der gesamtn Stadt, aber auch mit der Umgebung sehr verbundn“* (E 202-203) ist. Auch im Ruhestand beschäftigt sich Herr Ekowski weiter mit dem Bauwesen. Darin beschränkt er sich nicht auf Hegermühle, sondern nutzt das Pressestudium und Reisen, um sich über besondere Leistungen in diesem Feld zu informieren. Daraus bezieht er Anregungen für sein eigenes Viertel. Er erzählt ausführlich von einer Reise zur Bundesgartenschau, bei der er *„unheimlich viel an, an Einfälln, was man och im, im täglichn Gebrauch benutzn kann, dort in, in, in hoher Qualität zu sehn“* (E 136-137) bekommen habe. Aus Medienberichten über städtebauliche Entwicklungen an anderen Orten, etwa über Wolkenkratzer in Dubai und über die Energie sparende Sanierung eines Berliner Wohnhochhauses, entwickelt er Ideen, was in Hegermühle noch realisierbar wäre. Es mangelt ihm aber an Gelegenheiten, diese Gedanken in die Tat umzusetzen. Nach dem Ausscheiden aus dem Beruf muss er nach anderen Wegen suchen, auf die Gestaltung des Wohngebiets einzuwirken. Deswegen nutzte er die Gelegenheit, dass ich mich in einer wissenschaftlichen Arbeit mit

Hegermühle beschäftigte, um mir seine Begeisterung für das Wohngebiet nahe zu bringen. Er gab mir Einblick in sein Fotoarchiv und gab mir eine ausgedehnte, detailliert geplante Führung durch Hegermühle, um mir die seiner Meinung nach schönsten Orte zu zeigen.

Herr Ekowski hat den Aufbau des Wohngebiets von Beginn an mitverfolgt. Daraus begründet er eine besondere emotionale Bindung. *„Also Andre mögn die Hegermühle schlecht redn, wie se wolln. Ich hab den Aufbau, ich hab jesehn, wie de Menschn sich hier begeistert ham, um den Aufbau, äh, hinzukriejen. Wie schwer und wie teuer der ganze Aufbau war. [...] Also werd ich immer diesn ganzn Aufbaucharakter sehn.“* (E 946-955) Daher käme es für ihn nicht in Frage, in ein Eigenheim umzuziehen. Speziell für Menschen, für die aus finanziellen Gründen diese Option nicht besteht, sieht er Hegermühle als attraktiven Wohnort. Dies begründet er durch den sozialen Zusammenhalt der Einwohnerschaft, die saubere Luft, die waldreiche Umgebung und die *„intressanten Einkaufszentren“* (E 958), durch welche *„die ganze Hegermühle ne tolle Aufwertung gekricht“* (E 959) habe.

Er verbindet mit dem Wohngebiet *„sehr viele schöne Erinnerungn. Ob das, äh, die Sportfeste warn. Ob das hier die, die Traditions-, äh, -flege der Firmn ist.“* (E 991-993) Über einen Besuch in einer hiesigen Kindertagesstätte berichtet er: *„[W]enn man denn, äh, in so m Raum is und Kinder singn einm dann Heimatlieder vor. Das is so ein rührender Anblick. Fantastisch. Wo ich sachn will: Dafür lohnt sichs doch eigentlich, zu lebn.“* (E 994-995) Im Rückblick auf seine Zeit im Wohngebiet bleibt ein positiver Gesamteindruck:

„Die Hegermühle wird für mich immer in, in sehr guter Erinnerung bleibn, weil ich ja hier och die, die, die meiste Zeit meines Lebns verbracht habe. Überlegn Se mal, wie viel Stundn, Tache, Wochn, Jahre ich hier nur mit Spaz-, mit Arbeit, Spaziergänge und, und, und, und och mit dem, mit dem Wunsch, etwas besser machn zu wolln, äh, äh, annnander heranetrachn wurdn.“ (E 1006-1010)

Ein Umzug an einen anderen Ort ist für Herrn Ekowski keine Option, weil er sich in Hegermühle sehr wohl fühlt. Die Bindung an den Stadtteil geht jedoch mit Skepsis über dessen weitere Entwicklung einher. Dies drückt sich aus in der ambivalenten Aussage: *„Hier ist meine Heimat, hier wohne, lebe und engagiere ich mich. Wo soll ich auch sonst mit 70 Jahren noch hin?“* (E 1096-1097) Mit Blick auf die gesamtgesellschaftliche Entwicklung in Deutschland hält es Herr Ekowski für möglich, dass sich Hegermühle in Zukunft in einen Slum verwandeln könnte. Auf diese Prognose werde ich im Abschnitt 3.6.3. eingehen. In diesem Fall wäre ein gutes Leben für ihn hier

nicht mehr möglich und er würde umziehen. Für den ledigen Rentner Herr Ekowski, der im Unterschied zu den anderen hier vorgestellten Fällen keine Familie gegründet hat, würden dadurch besondere Probleme entstehen. Fast sein gesamtes soziales Umfeld befindet sich im Wohngebiet, weswegen für ihn ein Ortswechsel nur unter erheblichem Verlust an Lebensqualität möglich wäre. Auch aus diesem Grund ist ihm sehr an einer positiven Entwicklung Hegermühles gelegen.

3.5.2. Herr Anton

Wie im letzten Kapitel dargestellt, übt Herr Anton viel Kritik am Zustand seines Wohngebiets, nimmt es aber trotzdem gegen negative Urteile von außen in Schutz. Seine positive Identifikation mit Hegermühle wird nicht behindert durch die Mängel, die er im Viertel feststellt. Wie Herr Ekowski bezeichnet er Hegermühle als „*meine Heimat*“ (A 502). Als Begründung für dieses Gefühl nennt er an erster Stelle seinen Status als erster Mieter, der ihm offenbar einen gewissen Stolz verleiht. Darauf folgen infrastrukturelle Argumente: die Nähe von medizinischen Einrichtungen, Supermärkten und des Handelscentrums sowie die gute S-Bahnanbindung nach Berlin. Drittens gibt er die Tatsache an, dass einige gute Freunde ebenfalls vor Ort wohnen. Und als letzten Punkt nennt er die Naherholungsmöglichkeiten vor Ort: „*[M]an kann halt auch durchs Wohngebiet mal schön eigentlich spazieren gehn. Jetzt durch n Wald, Herrensee is nicht weit, wo mer auch so schön spazieren gehn kann, wo mer sich auch bisschn sportlich ak-, aktiv betätign kann, wenn man möchte*“ (A 507-509). So kommt er zu dem Urteil: „*[A]lso ich find das hier recht, alles in allm, recht lebenswert.*“ (A 509-510)

Das Engagement im Bürgerverein und die Arbeit im „Domizil“ bietet Herrn Anton ein Feld, um aktiv an der Gestaltung des Viertels mitzuwirken. „*[A]ls Bürger, beteiligter Bürger*“ (A 466) gehört er nach eigener Aussage zu denen, die sich gegen die Darstellung des Viertels als „sozialer Brennpunkt“ wehren. Besonders die Zunahme der Arbeitslosigkeit vor Ort sieht er als Problem an. Viele Betroffene würden darauf verständlicher Weise mit einem Verhalten reagieren, durch das sie sich selbst und anderen schaden: „*Wer n ganzen Tag nichts zu tun hat, der kommt irgendwann mal [...] auf blöde Gedankn, indem er klaut, indem er, indem er aggressiv wird, indem er säuft.*“ (A 373-375). Trotz seines Verständnisses spricht sich Herr Anton, der aktuell selbst Arbeitslosengeld bezieht, gegen ein solches Verhalten aus.

Die Frage, ob er sich vorstellen könne, aus dem Wohngebiet fortzuziehen, beantwortet Herr Anton unumwunden mit „*Nee*“ (A 411). Auf eine nähere Nachfrage gibt er weitere Gründe an, die ihn an Hegermühle binden. Dies ist einerseits das Verhalten seiner Nachbarn, das von Ruhe und Ordnung geprägt sei. *„Bei mir im Hausaufgang, wie gesagt, herrscht Ruhe in Anführungsstrichn. Also man muss sich nich mit Mietern ständig rumärgern, die Remmi-, Remmidemmi, also regelmäßig Remmidemmi machn [...] Es sieht im Haus ordentlich aus, es schmeißt nicht irgndein Mieter alles durch die Gegnd“* (A 416-420). Andererseits ist es der Fakt, dass seine Kinder unweit von Strausberg wohnen und leicht für ihn erreichbar sind. Bei der Frage, unter welchen Umständen er das Wohngebiet verlassen würde, spielen für Herrn Anton seine Kinder die Hauptrolle. Im Alter, *„wenn ich mal später nicht mehr krauchn kann, um das mal so zu sogn“* (A 423-424), würde er eventuell in ihrer Nähe umziehen. Dies wäre seine *„erste, einzigste Wahl“* (A 565) für einen Umzug. Weder eine Rückkehr in die alte Stadt noch an seinen Geburtsort kämen in Frage, da er an seine dortigen Bekanntenkreise nicht mehr anknüpfen könne.

3.5.3. Frau Jedinaja

Obwohl Frau Jedinaja im Wohngebiet arbeitet und hier auch einen großen Teil ihrer Freizeit verbringt, fühlt sie sich kaum an Hegermühle als Ort gebunden. Für sie ist es vor allem ihre Arbeit, ihre Freunde und Familie, die ihr Leben ausmachen. Hegermühle ist für sie lebenswert, weil diese sich alle im Viertel befinden (abgesehen von einer ihrer Töchter, die mittlerweile in einer anderen Stadt wohnt).

Der wichtigste Aspekt des Wohngebiets ist für sie die schnelle Erreichbarkeit aller Einrichtungen, die sie im täglichen Leben nutzt. Ähnlich einer Stadtplanerin beschreibt sie die Vermittlung der zentralen Funktionen einer Siedlung beschreibt, von der Erwerbstätigkeit über die Versorgung bis zur Erholung: *„Na, Hauptsache, dass die Arbeit ganz dicht ist. Dass ich, hier rum die Ladn alle sind, REWE, Aldi, KiK, Handlscentrum, die Sparkasse ist ganz dicht. Der Straussee ist ganz dicht, wo ich spaziern geh. Das is für mich wichtich.“* (J 311-313)

Dass sie die Nähe ihres Arbeitsplatzes zuerst aufführt, ist kein Zufall, denn die pädagogische Tätigkeit nimmt eine zentrale Stelle in ihrem Leben ein: *„Ich könnte mir nicht vorstelln, eine ei-, a-, andere Arbeit zu habn als Lehrerin.“* (J 101-102) Die Möglichkeit, weiter mit Kindern zu arbeiten,

gab für sie den Ausschlag, nach Strausberg zu ziehen.

In der von ihr an zweiter Stelle genannten wesentlichen Funktion ihres Wohngebiets, dem Einkaufen, beschränkt sie sich nicht auf Hegermühle. Sie ist dankbar für das breite Basisangebot in den Supermärkten und im Handelszentrum, und erweitert es je nach Bedarf durch Zugriff auf andere Einkaufsmöglichkeiten in Strausberg und im nahen Berlin. Dabei lässt sie sich nicht von Animositäten gegenüber verschiedenen Stadtteilen leiten. Sie richtet sich rein nach dem Angebot, über das sie sich aktiv informiert: *„Ich schau in die Berwerb-, Bewerbungen. Wo es was Gutes, Schönes gibt, dort lauf ich hin (Lachen) und kauf mir das, was ich brauche.“* (J 53-54) Ebenso verfährt sie bei der Gestaltung ihrer Freizeit. Einerseits geht sie im Wohngebiet sportlichen und musikalischen Gruppenaktivitäten nach, andererseits besucht sie den Straussee im Stadtzentrum und nutzt die S-Bahn-Anbindung für Ausflüge in die Hauptstadt.

Durch die regelmäßigen Besuche in der Strausberger Innenstadt und in Berlin, wo sie sich auf touristische Attraktionen wie das Bundestagsgebäude oder den Tiergarten beschränkt, sieht sie auch die Seiten, die ihr an Hegermühle missfallen, im Kontrast noch deutlicher.

„[W]enn man in der Stadt ist zum Beispiel, ja, das ist schon was ganz anderes. Da is viel sauberer, die, die Gebäude sehn auch viel besser aus, und, und die Leute sind auch hier irgndwie anders. Da steht keiner, ich hab niemals gesehn, dass so ein F-, Siffer wie hier steht und trinkt in Mittel Tage. Ja gut, im Café zum Beispiel sitzn sie und redn und trinkn ein Tasse Kaffee. Das s was ganz anderes. Oder Bier eine Flasche. Aber so hier so rumsitzn und rumtrinkn, das hab ich in der Stadt noch nie gesehn. [...] Und dieser Unterschied, den sieht mer.“
(J 222-228)

Neben dem exzessiven Alkoholkonsum in der Öffentlichkeit stört sie, dass es im Wohngebiet schmutziger ist als anderswo, und dass die Umgangsformen mitunter roher sind: *„Na ja, da sag ich ja nichts, aber s passiert öfters, dass die Leute unfreundlich sind.“* (J 320-321)

Diese Nachteile werden in Frau Jedinajas Augen durch den Vorteil aufgewogen, dass ihr Arbeitsweg nur wenige Minuten dauert. Daher schließt sie, solange sie berufstätig ist, einen Umzug aus. Nach Erreichen des Rentenalters würde sie eventuell den Wohnort wechseln, sofern ihre Kinder anderswo Arbeit fänden. Weiter als bis Berlin würde sie dafür zwar ungerne ziehen wollen, doch ist die Nähe der Familie für sie wichtiger: *„Alleine will ich hier nich hier bleibn.“* (J 262-263)

3.5.4. Frau Finke

Wie im letzten Kapitel ausgeführt, sind nach Ansicht Frau Finkes die schlimmsten Zeiten Hegermühles seit langem vorbei, doch sie hält Hegermühle trotzdem nicht für einen attraktiven Wohnort. Ihre Nutzung des Wohngebiets ist darum stark eingeschränkt. Den Großteil ihrer Zeit abseits der Lohnarbeit verbringt sie in anderen Stadtteilen oder in der eigenen Wohnung. Für die Einkäufe nimmt sie längere Autofahrten in Kauf, denn sie geht *„hier nich im Wohngebiet einkaufn, weil mir eigntlich so das Klientel nich so gefällt. Also ich geh lieber anonym einkaufn.“* (F 14-16) Das begründet Frau Finke damit, das sie längere Zeit im Gerichtsvollzug gearbeitet hat. Hegermühle habe als *„sozialer Brennpunkt“* (F 40) eine Bevölkerung, die *„zu fuffzich Prozent Kundn (Lachen)“* (F 41) dieser Institution sind und denen sie im Alltag nicht begegnen möchte.

Ihre Freizeit verbringt Frau Finke so weit wie möglich an anderen Orten, was teilweise dem mangelnden Angebot im Wohngebiet geschuldet ist, vor allem aber an ihrer Abneigung gegenüber dem Viertel und seiner *„Klientel“* liegt. Im Winter nutzt sie die Schwimmhalle im Stadtzentrum, die einzige in Strausberg, aber selbst, wenn es in Hegermühle eine gäbe, würde sie lieber außerhalb des Wohngebiets schwimmen gehen. Ihr Freundes- und Bekanntenkreis rekrutiert sich vollständig aus anderen Stadtteilen und anderen Orten, so dass ihre einzigen Kontakte innerhalb Hegermühles aus ihrer Familie und den Menschen bestehen, mit denen sie beruflich zu tun hat.

Frau Finkes Beruf scheint ein weiterer Grund für ihre emotionale Distanz zum Wohngebiet zu sein, da sie in der Kinder- und Jugendarbeit die sozialen Probleme der lokalen Bevölkerung ständig vor Augen hat. Gleichzeitig motiviert sie ihre ablehnende Haltung gegenüber dem Wohngebiet in ihrer Arbeit, da sie die Kinder und Jugendlichen ermuntern will, ihr Leben anders zu gestalten als der Großteil der hier Lebenden. Ihre Arbeit beschreibt sie als *„Betreuung für Kinder, die nischt mit sich anzufangn wissn, die für sich selber keine Perspektive sehn.“* (F 98-99) Mit Resozialisierungsmaßnahmen sollen Schulverweigerer und straffällig gewordene Jugendliche *„wieder auf die richtje Bahn gebracht werdn“* (F 100). Frau Finke wird motiviert durch den *„Ehrgeiz, den Jungs und Mädchn hier in irgnd ner Form beizubringn, dass so, wie se ihr Lebn ebn im Moment lebn oder zum Teil auch vorgelebt bekommn, keine Perspektive ausweist“* (F 326-328). Ihre Abneigung gegen die verbreitete Lethargie setzt sie in den Versuch um, den Nachwuchs des Wohngebiets zu fördern, um denen, die dazu bereit sind, bei der Verbesserung ihrer Bildung und

einer kreativeren Freizeitgestaltung zu helfen. Ihre Arbeit beschreibt sie daher ironisch als „*mein[en] Teil, die Welt zu verbessern, sag ich mal. (leichtes Lachen) Versuch zumindest, ne.*“ (F 337-338)

Besonders die Eltern im Wohngebiet unterzieht sie einer strengen Kritik. Sie zeigten in der Regel kaum Interesse für die Entwicklung ihrer Kinder und gäben ihre eigene Resignation noch an sie weiter, statt sie zu motivieren. Die Kinder hätten deshalb wenig Willen, eine bessere soziale Lage als ihre Eltern zu anzustreben, und es liege an Außenstehenden wie Frau Finke, einzugreifen und ihnen Angebote zur Hilfeleistung zu geben. Ob sie diese annähmen, hänge von ihrer eigenen Bereitschaft ab. Viele Kinder wüssten aufgrund mangelnder elterlicher Sorge nicht, wie sie sich beschäftigen können.

„[D]ie wenichstn Kinder ham ne Ahnung von irgndwelchn Gesellschaftsspieln, oder von Kartn, oder von Märchen oder, ähm, ne. Also das s so n bisschen halt dieser Nachholebedarf, was man als Kind eigentlich so von den Eltern mitbekommt. Die werdn morgns vorm Fernseh geparkt und stehn da, bevors Abndbrot gibt, nich wieder auf.“ (F 338-342)

Viele Eltern im Wohngebiet würden ihre Kinder in den Jugendclub schicken, damit sie sich nicht selbst um sie kümmern müssten. Frau Finke nennt das Beispiel eines Jungen, der am Tag des Interviews morgens vor dem Jugendclub saß und auf dessen Öffnung wartete. „*Wo ich sage: Hey, du hast Ferien, ja, ausschlafn? Nee, meine Mutter hat gesagt, ich soll jetzt ma gehn, so, ne. [...]* Und dann will die den aber auch bis abnds nich wieder sehn, ne.“ (F 370-373)

Dem setzt Frau Finke ihre Erfahrungen aus Jugendclubs in anderen Stadtteilen entgegen. Dort kämen die Kinder aus anderen sozialen Umfeldern und seien eher bereit, ihre Freizeit selbst zu gestalten. Im „Domizil“ jedoch würden sie erwarten, dass sie unterhalten werden, und sie würden ohne Sorgfalt mit dem Mobiliar umgehen, da sie kein subjektives Bedürfnis nach dessen Erhalt hätten. Da die Jugendlichen nicht motiviert würden, verfielen sie in Apathie und gingen dazu über, ihre Umwelt zu zerstören. Frau Finke versucht zu retten, was zu retten ist, indem sie an die Jugendlichen im „Domizil“ appelliert: „*Mensch, du bist nicht dumm. Mach was draus. Ne, so. Du bereust das später.*“ (F 331-332) Ihr Anspruch bei der Arbeit ist, „*[d]ass die nich so völlig verblödn. Und, und, ähm, wer sein Gehirn nich aktiviert, der, ne, irgndwann verkümmerts ebn.*“ (F

343-345) Die Arbeit mit den Kindern Hegermühles ist ihr so wichtig, dass sie sie auch nach ihrem anvisierten Umzug fortsetzen will.

Vor diesem Hintergrund mag es verwundern, dass Frau Finke ihre eigenen Kinder bewusst auf eine Schule in einem anderen Stadtteil schickt. Diese Entscheidung folgt aber gerade aus ihrer Wahrnehmung des Zustands im Wohngebiet. Während sie im Beruf versucht, als „*Ersatz der Eltern fast schon*“ (F 103) den Kindern da zu helfen, wo ihnen die Hilfe der Eltern fehlt, möchte sie selbst die Fehler anderer Eltern vermeiden und ihren eigenen Kindern möglichst gute Chancen bieten. Sie sieht es daher mit Genugtuung, dass sich ihre Kinder auf dem Gymnasium einen neuen Freundeskreis außerhalb des Wohngebiets aufgebaut haben. An den zwei Gesamtschulen, auf die sich ihrer Aussage nach der Großteil des Nachwuchses in Hegermühle verteilt, liegt ihrer Aussage nach

„das Lernniveau unter drei, und, ähm, die Lernbereitschaft wahrscheinlich noch schlechter. Det sehn wer ja an den Kindern, die wer hier drin auch betreun. Schulverweigerer und Anti-Aggressions-Training und so weiter. Also das Niveau is schon relativ tief angesiedelt. Und das s ebn nich das, was für mich persönlich erstrebenswert is“(F 91-94)

Mit ihrem ablehnenden Verhältnis zu Hegermühle wähnt sich Frau Finke auf Seiten der Mehrheit. „*Also ich kenn nich wirklich jemandn, der hier gerne wohnt.*“ (F 210) Als einzigen objektiven Vorteil gegenüber anderen Vierteln nennt sie die Lage nahe an Wald und Herrensee. Das einzige, was sie persönlich positiv mit dem Wohngebiet verbindet, ist ihre eigene Wohnung. Auf die Frage, was Hegermühle für sie ausmache, antwortet sie:

„Meine Wohnung. (Lachen) Also nich wirklich mehr. Nur, dass ich mir hier ne schöne Wohnung geschaffn hab. Mich intressiert nich wirklich n Nachbar. Also s is ebn auch, dieser Zusammnhalt is nich mehr so das, weil ebn auch, ähm, es wohnt keiner mehr über Jahrzehnte mit einm im Hausaufgang, ne. Die Mieter kommn und gehn. Und da is nie so wirklich n Bezug da. Und, also mich verbindet mit Hegermühle eigntlich nichts weiter, außer meiner Wohnung. (Leichtes Lachen)“ (F 483-488)

Während Herr Anton und Herr Ekowski sich mit gewissem Stolz als Bürger des Wohngebiets fühlen und dieses als ihre Heimat empfinden, schrumpft diese Heimat für Frau Finke auf den Raum ihrer eigenen Wohnung. Dieser Raum ist für sie abgetrennt von dem Viertel, zu dem sie keinen persönlichen Bezug hat. Für sie ist deswegen wichtig, ihre Wohnung möglichst schön einzurichten, „*das so n bisschen individuell zu gestalten, dass das nich so ne Einheitswohnung hergibt, wo links*

die Schrankwand steht, rechts die Couch und danebn die Stehlampe so, ne, wie s in jeder zweitn Wohnungs aussieht. (Lachen)“ (F 318-321) In der Wohnung kann sie in beschränkter Form das ausleben, was sie durch ihren Umzug plant: ein Wohnen, das sich vom Hegermühler Standard abhebt und ihren eigenen Wünschen entspricht.

3.5.5. Herr Pohl

Im Unterschied zu allen anderen Teilnehmern der Studie wohnt Herr Pohl nicht mehr in Hegermühle. Der Umzug in ein Eigenheim geschah bereits kurz nach dem Ende der DDR. Der Wechsel von einem Viertel, in dem die Familie wenige Jahre gewohnt hatte, in einen anderen, nicht weit entfernten Teil der Stadt, scheint für Herrn Pohl keiner Erklärung zu bedürfen: Die Familie wollte mehr Platz und verfügte über genügend Geld, also zog sie um. Weder wurden sie durch eine besonders innige Bindung zurückgehalten, wie es bei den Herren Ekowski und Anton der Fall war, noch durch Abneigung fort getrieben, wie Frau Finke beschreibt. Eher scheint das Verhältnis dem Frau Jedinajas geähnelt zu haben, für die Hegermühle eine gute Basis darstellt, von der aus sie die alltäglichen Funktionen ihres Lebens verrichten kann, die aber keine darüber hinaus gehende, emotional besetzte Beziehung zu dem Ort hat.

Knapp 20 Jahre nach seinem Auszug, ist Hegermühle für Herrn Pohl nicht mehr alltägliche Umwelt seines Lebens, sondern ein Ort, zu dem er zwar durch die persönliche Vergangenheit eine Bindung hat, dem er aber in erster Linie im Rahmen seiner Arbeit begegnet. Als Stadtverordneter entscheidet er mit über Aspekte der Verwaltung, die den Alltag der Bewohner prägen. Aus dieser Position sucht er im Wohngebiet nach Möglichkeiten, lokales Engagement zu wecken und zu fördern. Wie in Kapitel 3.3.3. ausgeführt, sieht er solches Engagement noch allzu gering vertreten, wofür er die soziale Lage eines großen Teils der Einwohner verantwortlich macht. Es herrsche eine Präferenz vor, sich ins Private zurückzuziehen: *„Ja, des, jeder geht in seine Bude rin und macht die Tür zu.“* (P 228-229) Dies gibt Herr Pohl als Grund dafür an, dass er selbst nur noch wenige persönliche Kontakte im Wohngebiet hat. Für seine politische Arbeit stellt es ein Problem dar, dass sich die Bürger kaum zur Teilnahme bewegen lassen. *„Also die Akzeptanz hier is nich so doll. Wir ham det och jemerkt. Wir hattn, gleich nebn der Schule is doch det Ambulatorium hier hintn. Und da hattn wir obn unser SPD-Büro. Da is keener gekommn.“* (P 307-309)

Trotz allem bewertet er die Arbeit, die die Stadtverwaltung bisher für Hegermühle geleistet hat, als Erfolg: *„Also wir ham immer drauf geachtet, dass solche Wohngebiete, wo sich Menschn in, in Massn, wo die in Massn sind, dass die auch besonders durch die Stadt beobachtet und gefördert werdn. Hier ham wer t jemacht. Det hat verbessernd jewirkt.“* (P 338-340) Zu dieser Förderung zählt er den Erhalt von Kinder- und Jugendeinrichtungen (das „Domizil“ wird zu einem großen Teil durch städtische Gelder getragen), die Sanierung der Gebäude durch die stadteigene SWG und die Umgestaltung der Grünflächen, Spiel- und Sportanlagen. Er sieht aber weiterhin für die Kommunalpolitik wie für die Bürger selbst Handlungsbedarf, da die Bevölkerung im Wohngebiet *„stark überaltert“* (P 345) sei und großteils den unteren Einkommensschichten angehöre. Sozialpolitische und zivilgesellschaftliche Maßnahmen seien notwendig, um das Wohngebiet lebenswert zu erhalten. Trotz seiner biografischen Verbindung zum Ort bleibt Herrn Pohls Verhältnis zu Hegermühle im Wesentlichen das der professionellen Sorge des Kommunalpolitikers.

3.5.6. Zusammenfassung

Die Aussagen der Befragten über die Bedeutung, die sie dem Wohngebiet in ihrem eigenen Leben beimessen, lassen sich zwischen zwei Polen einordnen, denen sie mehr oder weniger zuneigen. Auf der einen Seite stehen sehr emotional besetzte Bezüge, auf der anderen rein pragmatische.

Zum ersten Pol tendieren am stärksten Frau Finke und Herr Ekowski, deren Bezüge zu Hegermühle - bei ihr Abneigung, bei ihm Begeisterung - am gefühlsbetontesten sind. Bei beiden folgt daraus ein Gefühl gesellschaftlicher Verantwortung. Herr Ekowski entwickelt Konzepte zur Verschönerung des Wohngebiets, zur Integration der Bewohner und zur Imageverbesserung und betätigt sich als Chronist des Viertels, dessen Weiterentwicklung er als sein persönliches Projekt betrachtet. Frau Finke dagegen sieht den allgemeinen Zustand des Stadtteils als so schlecht an, dass sie nur noch Einzelnen helfen kann, aus ihm fort zu kommen, was sie auch nach ihrem Umzug fortsetzen will.

Auch für Herrn Anton besteht eine gefühlsmäßige Bindung an den Ort, die aus seinem Stolz auf den *„erster Mieter“*-Status folgt. Als „Urgestein“ des Viertels, das von Anfang an dabei war und sich in der schwierigen Transformationszeit der frühen 1990er Jahre bewährt hat, blickt er mit gewissem Stolz auf Hegermühle, akzeptiert ihre negativen Seiten und nimmt sie gegen Vorurteile in Schutz.

Näher am anderen Pol befinden sich Frau Jedinaja und Herr Pohl. Das Verhältnis ersterer zu ihrem Wohngebiet ist dadurch definiert, dass sich hier ihr Arbeitsplatz befindet; das des zweiten durch seine Position als Kommunalpolitiker, der mit den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt betraut ist. Er tritt nicht in besonderer Weise als Zuständiger für das Wohngebiet Hegermühle auf, sondern es ist für ihn ein Teil der Stadt, um die er sich als ganzes kümmert.

Darüber hinaus sind es vor allem Elemente der Infrastruktur, die die Befragten als wesentlich für ihr Verhältnis zum Wohngebiet angeben. Die Verbindung einer Lage „im Grünen“ mit einer relativ weit reichenden Versorgung wird von allen Teilnehmern der Studie als das hervorstechende Merkmal Hegermühles genannt. Wiederholt fielen Aussagen über das Einkaufsangebot (insbesondere das nahe gelegene Handelszentrum), die Zweigbibliothek, die Sparkassenfiliale, das Ärztehaus, die Spiel- und Sportplätze, die Nähe zu Wald und See sowie die gute Verkehrsanbindung ins Stadtzentrum und nach Berlin über die S-Bahn. Auch sämtliche Personen, die ich abseits der hier vorgestellten Fälle befragt hatte, äußerten sich in der gleichen Weise.

Es fällt auf, dass die positive emotionale Bindung an das Wohngebiet am stärksten ist bei den Personen, die das Aufbaugeschehen in den 1980er Jahren erlebt haben, dass aber bei allen Befragten pragmatische Argumente für das Leben dort überwiegen. Ein Wegzug kam deswegen auch für alle Interviewpartner in Frage, sofern er durch berufliche oder familiäre Gründe gegeben wäre oder sich das Umfeld im Wohngebiet so verändern würde, dass die infrastrukturellen Vorteile nicht mehr gegeben wären. Die Personen mit der stärksten positiven emotionalen Bindung haben allerdings auch die größten Vorbehalte gegen einen Umzug, der für sie nur unter besonders schwerwiegenden Umständen in Frage käme.

Es bleibt daher der Eindruck, abgesehen von den rein pragmatischen Gründen mangle es an Eigenschaften, die das Viertel gegenüber anderen auszeichnen. Am prägnantesten zeigte sich dies in der ratlosen Äußerung Frau Jedinajas, dass das einzig bemerkenswerte in Hegermühle das Handelszentrum und die McDonald's-Filiale seien, also Dinge, die es auch in vielen anderen Städten gibt.

3.6. Die Perspektiven Hegermühles

Thema des folgenden Kapitels sind die Erwartungen, die die Befragten für die Zukunft Hegermühles haben. Dabei wird auch danach gefragt, wie die Befragten planen, auf diese zukünftigen Entwicklungen zu reagieren. Damit soll untersucht werden, welche Handlungsmöglichkeiten sie sehen, um selbst auf die Entwicklung des Viertels einzuwirken.

3.6.1. Frau Jedinaja

Frau Jedinaja sieht in der Arbeitslosigkeit und der dadurch begünstigten Verwahrlosung eines merklichen Teils der Bevölkerung das Hauptproblem des Wohngebiets. Deshalb hält sie sich selbst schon für privilegiert im Vergleich zu Vielen, die sie im Viertel beobachtet. *„Hauptsache, man hat eine Arbeit. Das is sehr, sehr wichtich. Zu Hause zu sitzn, wie ich Viele, Viele anschau so, das is ja schrecklich.“* (J 201-202) Hätten diese Leute einen Arbeitsplatz, wäre ihr Zustand schon verbessert, weil sie nicht mehr untätig daheim säßen, so Frau Jedinajas Meinung. Die Zukunft Hegermühles hänge von der Voraussetzung ab, dass ausreichend Arbeitsplätze geschaffen werden. Dafür ist die Reindustrialisierung der Region notwendig. *„Vielleicht, dass paar Werken hier gebaut würden und Fabrikn, dass die Leute Arbeit. Es warn ja früher, sogn sie immer. Hier war eine Molkerei irgendwo. Vielleicht könnte mer noch so was baun, dass die Leute jetz Arbeit ham.“* (J 328-330)

Wie das bewerkstelligt werden könne, kann Frau Jedinaja jedoch nicht sagen. Durch das ganze Interview zieht sich die Frage nach der Zuständigkeit für die Verbesserung der Lebensumstände im Wohngebiet, auf die sie keine Antwort weiß. *„Ein bisschen muss man sich, sich schon kümmern. Ich weiß nicht, wer diese Sache jetz machen soll, weiß ich nicht, aber irgendwie muss mer das schon erledign. Wer muss das machn? (Leichtes Lachen) Was meinen Sie? Wer macht das? Weiß ich auch nicht. Ich weiß es auch nicht. (Leichtes Lachen)“* (J 286-289)

Am ehesten käme für sie die Stadtverwaltung als Ansprechpartnerin in Frage. So gibt sie beim Beispiel der Hundekotverschmutzung an, selbst an der Verfassung eines Briefs an die Kommune beteiligt gewesen zu sein an, und sie schlägt vor, dass die Stadt Stellen schaffen solle, um *„irgendwie die Leute [zu] beschäftigen.“* (J 241) Doch auch an dieser Stelle gibt sie ihre eigene Ratlosigkeit zu in der Frage, wie genau das von statten gehen solle. Ihre einzige Sicherheit in Bezug

auf die Zukunft des Wohngebiets ist daher: *„Na ja, so weiter geht es nicht, das is schon klar.“* (J 326-327)

3.6.2. Herr Anton

Herrn Antons Überlegungen zur Zukunft Hegermühles sind um vieles detaillierter als die Frau Jedinajas. In seinem Selbstverständnis *„als Bürger, beteiligter Bürger“* (A 466) äußert er sich ausführlich zur Entwicklung der Sozialstruktur im Wohngebiet, die er als weit reichende Verarmung begreift. Auf diese würden viele Betroffene mit Resignation reagieren, wodurch eine Desintegration sozialer Beziehungen entstehe - viele Arbeitslose des Viertels neigen seiner Aussage nach dazu, sich ins Private zurückzuziehen oder ihren Frust in Alkoholkonsum und Vandalismus zu kanalisieren. Meine Frage, wie dieses Problem gelöst werden könnte, beantwortet er mit zwei verschiedenen Strategien, von denen eine auf die objektiven gesellschaftlichen Verhältnisse und die andere auf deren subjektive Verarbeitung durch die Individuen zielt.

Die erste Strategie umreißt er anfangs betont vage: *„Das geht nur, indem sich gesellschaftlich was, was was ändert. Fragn Se mich jetzt nich, was, ja?“* (A 370) Im weiteren Verlauf des Interviews wird er konkreter: Es müsse *„einfach mehr Arbeit zur Verfügung gestellt“* (A 371) werden. Den Mangel an Arbeitsplätzen bezeichnet er als *„gesellschaftliches Problem“* (A 376), er kann nicht durch das individuelle Handeln der Betroffenen behoben werden. Es sei ein Eingreifen notwendig, das über das Handeln der einzelnen Arbeitssuchenden hinausgeht. Ob die nötigen Erwerbsmöglichkeiten allerdings durch die Unternehmen, den Staat, die Kommunen oder andere Instanzen geschaffen werden sollen, darauf geht Herr Anton in seinem Beitrag nicht ein.

Allerdings streitet er nicht ab, dass ein adäquater Umgang der Individuen mit ihrer Lage nötig sei, damit sie die begrenzten Chancen, die sie haben, nutzen. Den Betroffenen müsse *„die Idee mitgegeben werdn [...], sich aktiv im, im Arbeitslebn einzubringn“* (A 372-373) und *„in bestimmtn Sachn auch aktiv [zu] versuchn, was zu tun, so schwer wie's natürlich ist“* (A 381-382). Ein großer Teil der Hegermühler sei bereits resigniert und sehe keine Möglichkeiten mehr, die eigene Zukunft zu verbessern. Diesem Trend begegnet Herr Anton in seiner Arbeit mit den Jugendlichen: *„[I]ch kenn ja auch Jugnliche, die einfach sagn, na ja, meine Eltern ham Hartz IV, ich werd auch mal mit Hartz IV endn.“* (A 379-380) Zwar könne das „Domizil“ den Jugendlichen keine andere

Zukunftsperspektive geben. Es könne ihnen aber helfen, ihre Freizeit selbstbestimmt zu gestalten. Dies werde erschwert dadurch, dass *„se mittlerweile auch auf dem Trip sind, abgammeln und nichts andres im Kopf habn, also jetzt so überspitzt gesagt, ne.“* (A 394-395)

Neben der Unterstützung bei der Freizeitgestaltung sieht Herr Anton seine Aufgabe in der Begegnungsstätte in der Betreuung der Jugendlichen bei der Arbeitssuche. Auch hier trifft er auf das Hindernis, dass sich nicht alle Jugendlichen helfen lassen wollen.

„Denn wenn ich mit m, mit m Jugndlichn spreche, mit ihm gemeinsam Bewerbung schicke, das heißt noch lange nich, ob er se abschickt. Joa, er kann mir zwar sagen, er hat se abgeschickt, ich bin mir aber nich immer bei jedm hundertprozenti, prozentig sicher, dass er se auch wirklich abgeschickt hat, das mein ich.“ (A 399-402)

Den Jugendlichen Hilfsangebote zu machen, sei zwar unter den gegebenen Umständen schon viel. Dadurch könne aber nicht die Ursache für deren Resignation angetastet werden, die in der objektiv schwierigen gesellschaftlichen Situation liege. Herr Anton hält das Wirken engagierter Individuen für notwendig, um aktivierend auf die sozial benachteiligten Bewohner Hegermühles zu wirken. Er mahnt jedoch an, dass damit nur die Symptome eines Problems bekämpft werden könnten, dessen Wurzel auf einer Ebene liege, an der gesamtgesellschaftlich angesetzt werden müsste.

Für die Zukunft Hegermühles prognostiziert Herr Anton die zunehmende Überalterung und Verarmung der Bevölkerung. Denn einerseits seien es vor allem die Älteren, die im Wohngebiet verblieben, während Jüngere möglichst wegzögen, und die sinkende Geburtenrate könne ebenfalls die Leerstandsquote der Wohnungen erhöhen. Und andererseits würden *„ebnt immer noch viele Leute hier; hier wohnn, den'n es finanziell, arbeitsmäßig sehr schlecht geht“*, was sich *„dann auch so auf die nachwachsnde Generation niederschlag, niederschlag wird.“* (A 548-550) Er erwartet eine Vererbung der Armut von den Eltern auf die Kinder, die durch das Beispiel der Eltern nicht mehr an eine bessere Zukunft für sich selbst glauben und sich daher auch nicht für eine solche engagieren. Herr Anton sieht es im Rahmen des Möglichen, dass im Lauf der nächsten zehn Jahre mit dem Abriss des Wohngebiets begonnen werden könnte und keine Mittel zur Sanierung mehr bereit gestellt werden würden, so dass *„eventuell alles mal doch n bisschen verödn könnte“* (A 557). In diesem Fall würde er sich den Zwängen ergeben und es käme für ihn nur noch der Umzug in die Nähe seiner Kinder in Frage – *„Dann bin ich weg.“* (A 561)

Die Frage nach einer optimistischen Prognose der weiteren Entwicklung kann Herr Anton nicht ohne weiteres beantworten: *„Es is schwer, gegenwärtig optimistische Prognose, ja? Weil ja das*

alles auch alles mit Geld zu tun hat letztendlich.“ (A 577-578) Positiv würde er es bewerten, wenn *„es im wesentlichen so bleibt wie bisher“* (A 578-579), wenn also die Pflege der Spiel- und Sportanlagen und die Instandhaltung der Häuser fortgesetzt würde, damit sie *„weiterhin ordentlich aussehen“* (A 579-580). Wünschenswert sei außerdem der verstärkte Zuzug von Menschen, die *„gutes Geld verdienen“* (A 582), eine größere Anzahl gesellschaftlich engagierter Bewohner und eine erhöhte Geburtenrate.

Es fällt auf, dass Herr Anton - abgesehen vom gesellschaftlichen Engagement - ausschließlich Punkte nennt, die nicht in seiner eigenen Kompetenz liegen. Er spricht im Bewusstsein eines Engagierten, der bereits seinen Teil tut und dies auch von Anderen einfordert. Um seine Vorstellung einer wünschenswerten Zukunft Hegermühles zu verwirklichen, wären die Wohnungsbaugesellschaften sowie die kommunale und staatliche Seite gefragt, weiter in die Instandhaltung der Anlagen zu investieren. Sein Wunsch nach dem Zuzug Besserverdienender und einer erhöhten Geburtenzahl ließe sich dagegen in zwei Richtungen auflösen - einerseits in Richtung der Besserverdienenden, Hegermühle als Wohnort zu wählen, sowie der dort lebenden Paare, Familien zu gründen; und andererseits in Richtung der Politik, Anreize dafür zu schaffen.

3.6.3. Herr Ekowski

Herr Ekowski sieht die Zukunft Hegermühles in Abhängigkeit von der gesamtgesellschaftlichen Situation in der Bundesrepublik. Diese begreift er als eine zunehmende Polarisierung zwischen armen und reichen Bevölkerungsschichten. *„[D]a wird der Gutbetuchte zur Ostsee fahren, in diese f-, äh, in diese p-, diese Exquisithotels, und hier wird der kleine Mann immer tiefer sinken. Ich kann mir keine andere Entwicklung jetzt auch nicht vorstellen.“* (E 937-940) Diesen Prozess sieht er auch in Strausberg im Gange. Einwohnern mit hohem Einkommen stünden viele Optionen offen, die ärmeren Bevölkerungsteilen (wie Rentnern und Arbeitslosen) verschlossen blieben. Sie könnten ihre Wohnungen besonders schön und komfortabel einrichten, und sie könnten das Wohngebiet verlassen, um in ein Eigenheim zu ziehen. Damit würde dem Wohngebiet ihr kreatives Potential verloren gehen. *„Es gibt auch Familien, die verdienen sehr viel Geld, und äh, äh, äh, wenn sie hier eben nichts bringen wollen, dann, die werden immer wegziehen.“* (E 953-955) Wer sich das Fortziehen nicht leisten könne, verbleibe im Viertel, wodurch eine Segregation der Wohnquartiere nach armer und reicher Einwohnerschaft befördert werde – *„dass sie irgendwo ihre Eigenheimsiedlungen nur in*

Höchstglanz habn, und hier reißen irgndwann alles ab. Das is doch keene Entwicklung, das. Und dann baun, dann baun se nachher vielleicht noch für die armn Leute Slums uff.“ (E 930-933) In dem Abriss des ersten Wohnblocks in Hegermühle durch die WBG Aufbau sieht er einen Schritt in diese Richtung.

Die Verantwortlichen für diesen Prozess verortet Herr Ekowski aber auf der Ebene der Bank- und Unternehmensführungen. Die dort angestellten Manager erhalten seiner Meinung nach für ungenügende Leistungen extrem hohe Gehälter. Ein Wertewandel sei bei ihnen von Nöten: *„Statt Machtbesessenheit solltn wir lieber Fleiß in den Mittelpunkt komm. Preußische Begriffe, Fleiß, Ehrlichkeit. Das sollte im Mittelpunkt stehn.“* (E 894-896) Ein ähnliches Problem sieht er in Strausberg. Der Bürgermeister, die Revierpolizisten und die Wohnungsverwalter würden viele Posten auf einmal übernehmen und sich nicht genügend um ihre beruflichen Aufgaben kümmern. *„Die ham alle Verantwortung. Solln se die Verantwortung och v-, unternehm. Solln se nich selber zwee, drei Jobs machn. Ein Job, den se ham, richtig gemacht, dann passt das auch. Dann passt das.“* (E 734-736)

Sein eigenes Wirkungsfeld sieht Herr Ekowski nicht auf der gesamtgesellschaftlichen Ebene, sondern in seiner unmittelbaren Umwelt. Hier entwickelt er seine Strategien. Zwar kann er nachvollziehen, warum manche Bewohner angesichts ihrer schlechten sozialen Lage resignieren. Er kritisiert aber, wenn sich dieser Frust in Vandalismus und Indifferenz gegenüber der eigenen Umwelt ausdrückt.

„Aber die, die, die, der sich das nich leistn kann, der steht mit einm Mal da, hat gar nichts von dieser Entwicklung. Wenner Pech hat kommter, krichter keene Arbeit und wird dann, und das kann ich ja auch verstehn, der wird ja dann unzufriedn. Wat willer machn? Bloß wenner wat zerschlägt, zerschlägter sein eignet Lebn.“ (E 816-819)

Durch ein solches Handeln werde die Situation im Viertel noch verschlimmert. Die Hegermühler müssten deswegen aktive Sorge um ihr Lebensumfeld zeigen. Momentan sei es dagegen so,

„dass wenn Eener hier, wolln mal sagn, rumlungert oder säuft oder Papier wegwirft, dass der eigentlich gar nich richtig zur Verantwortung gezogn wird. Aber da sind doch die Voraussetzungen. Wenn ich ein geflegtes Wohngebiet habe, dann müssn och alle mitziehn. Da kann nich een Teil sachn: Ick hab hier gar keene Lust. [...] [W]er zerstört n det n-, absichtlich dann, wenn er gut lebn will, geflegt lebn und wohnn, das hat mit Geld gar nichts zu tun.“ (E 587-592)

Die gemeinsame Anstrengung der Einwohner ist nach Herrn Ekowski nötig, um die dortige Lebensqualität zu erhöhen. Dafür müssten alle Teile der Einwohnerschaft einbezogen werden. Gerade ärmere Bevölkerungsteile, Menschen mit unzureichenden Deutschkenntnissen und Senioren könnten sich durch ihre Einbindung „in den gutn Prozess“ (E 763) der Wohngebietsverschönerung stärker heimisch im Viertel fühlen, denn wenn „jede Hand jebraucht wird, dann fühlt sich eijentlich och Keener alleengelassen.“ (E 936-937) Als Beispiel dafür, was jeder Einzelne zur Wohngebietsgemeinschaft beitragen könne, führt er sein eigenes Handeln gegenüber einer älteren, allein lebenden und an den Rollstuhl gebundenen Nachbarin an, der er bei ihren Besorgungen und Amtsgeschäften hilft und mit der er regelmäßig Zeit verbringt.

Um solches Handeln zu befördern, müsse ein allgemeines Bewusstsein vom Wert eines schönen Wohnumfelds propagiert werden, denn „um etwas schön zu machn, muss man Zeit reinsteckn. Man muss Könn'n reinsteckn, das man sich dazu erwerb'n muss. Und man muss den Wunsch habn, so zu lebn.“ (E 644-646) Darin sieht Herr Ekowski die Aufgabe einer Elite, der „Intelligenz“ (E 873). Diese müsse „sich hier vor ein'n gutn Karren spann[en]“ (E 873-874), um den Einwohnern Hegermühles die Schönheit ihres Wohngebiets zu zeigen – „Einer vorneweg und die Andern hinterher.“ (E 650) Vorbilder sind ihm die Informationsarbeit der Wohnungsbaugesellschaften und des Handelscentrums. Auch die Pflege seines privaten Fotoarchivs sieht er als Beitrag dazu, vorbildliche Leistungen in der Gestaltung von Balkonen, Grünanlagen und Geschäften zu zeigen, um dadurch andere zur Nachahmung anzuregen.

„[I]ch wollte immer anha-, anhand der Dinge, die ich für gut befundn habe, die wesntlich besser warn als das, was ich habe, die wollt ich dann als Gemeingut gleich handham. Das zeig ich nur, indem ich jedm n Foto mache. Die ganze Hegermühle zum Beispiel. Als die erste Luftuffnahme war, war ich total begeistert. Denn wenn man jetz, jetz sag ich mal zwei dreihundert Fotos macht von der Hegermühle, aber och nur von den gutn Dingn, und das als, hier in jebündlter Form, in der Form einer Ausstellung oder in Form eines kleinn Büchleins jedm zukomn lässt, da fracht sich der Kleene ja och: Also eijentlich kann ich das auch, jetz wo ichs so seh. Wenners noch nich gesehn hat, na wo sollern det herkriegn.“ (E 604-611)

Aus diesem Grund war Herr Ekowski erfreut, dass ich in meine Arbeit ebenfalls Fotos des Wohngebiets aufnehmen wollte. Er zeigte er mir seine eigenen Bilder, um mich dazu anzuregen, noch weitere Motive mit aufzunehmen. Sein Ziel ist, dass „die Freude [...] ausstrahln [solle] [...] für den, der Intresse hat. Und für den, der keen Intresse hat, der muss ja auch merken: Mensch, eigntlich muss ick mich ja hier einbindn jetz. Was will ick denn hier bloß immer Schadn anrichtn.“

(E 673-676) Das Interview endete in Herrn Ekowskis impliziter Aufforderung an mich, mir sein Interesse am Fortschritt des Wohngebiets zu eigen zu machen: „*Das so weit zu meiner Hegermühle. Oder zu unsrer Hegermühle.*“ (E 1027-1028)

3.6.4. Herr Pohl

Die Sorge um die Entwicklung Strausbergs gehört zu Herrn Pohls Beruf als Stadtverordneter. In dem Rahmen befasst er sich mit der Entwicklung des Stadtteils Hegermühle, die er in herausragender Position mitgestaltet. Aus dieser Perspektive trifft er seine Vorhersage für die Zukunft des Wohngebiets. Diese sieht er er als Fortsetzung des aktuellen Zustands, verbunden mit einer verstärkten Verarmung der Bevölkerung.

“Ick stells mir nich anders vor als jetzt. An der Bausubstanz is nischt zu machn. Möglicherweise müssn die Wohnungsbaugesellschaftn noch mehr zuschießn, um die Miete zu stütz. Denn wer jetz ma grade über die Rundn kommt, der kommt in zehn Jahrn nicht mehr über die Rundn.” (P 365-368)

Auf die Absicherung durch die Kommunen könne man sich nicht mehr verlassen, da die staatlichen Zuschüsse fehlten – „*allet, was man so unter dem Begriff, der heute ja gar nich mehr üblich is: soziale Hängematte, ham wer ja gar nich mehr. Da muss det Ehrnamt ran, ne.*“ (P 373-374) Deswegen ist nach Herrn Pohl das Eigenengagement der Hegermühler gefragt. Sie müssten Leistungen übernehmen, die der Staat nicht mehr erbringt. Wegen dieser gesamtgesellschaftlichen Lage der Bundesrepublik hält Herr Pohl eine völlige Entvölkerung des Wohngebiets für möglich: „*Ich weeiß nich, wie s in zehn Jahrn hier is. Vielleicht stehn die Wohnungn alle leer. det kann alles sein.*“ (P 376-377)

Eine entsprechende Tendenz registriert er in der jüngeren Vergangenheit. In den letzten Jahren (den genauen Zeitraum nennt er nicht) sei die Geburtenrate in Hegermühle gesunken und viele Bewohner seien in Eigenheime umgezogen. Die Kommune habe darauf nicht adäquat reagiert. So sei das Problem des Schülermangels bereits lang absehbar gewesen, bevor die Entscheidung zum Umzug der Grundschule und dem Abriss ihres ehemaligen Gebäudes gefällt wurde. Herr Pohl erinnert sich: „*Die Schule, die jetz weg is, da ham wer schon fünf Jahre davor jeredet. Und ick hab jesacht: Leute, reiß die ab. [...] Ich hab jesacht: Leute, eh die leersteht, gibts nur zwee Variantn. Variante eins is Abreißen. Und Variante zwei wäre: Allet, was an öffntlichn Dienstleistungn da ist,*

kommt da rin.“ (P 384-388) Sein Vorschlag sei als „*völllich unsozial*“ (P 386) zurückgewiesen worden, doch „*vier Jahre später hattn se keene Schüler mehr. Aber da stand dat Ding dann auf eenma völllich leer.*“ (388-389) Die Kommunalpolitik hat nach Meinung Herrn Pohls noch nicht erfasst, dass sie in Hegermühle eine Schrumpfung gestalten müsse.

Seiner Ansicht nach müsse die Stadt sich langfristig auf ein Sinken der Einwohnerzahl in Hegermühle einstellen und die Schrumpfung als Chance nutzen, das Wohngebiet in einer Weise umzugestalten, die die Lebensqualität der Bewohner erhöht. Diese Position vertrat er bereits mehrfach in seiner Arbeit, doch „*[d]amals wolltn se nich hörn.*“ (P 384) Ihm schwebt ein etagenweiser Rückbau vor, durch den die bauliche Struktur aufgelockert würde. „*Ick habe gesacht: Leute, reißt etagenweise die Dinger ab. Dass hier n Bild entsteht, nich mehr so n Kasern'nviertl vom äußern Eindruck, sondern gestafflte.*“ (P 352-354) Da er dieses Konzept verfolgt, ist für ihn der bereits mehrfach genannte Abriss eines Blocks im Wohngebiet ein Schritt in die richtige Richtung. Als er mich während des Interviews durchs Wohngebiet führte, kommentierte er die entsprechende Stelle: „*Ja, diese Höfe sind ja alle schön. Aber hier muss mehr Licht rin. Kuck ma hier. Hier stand n Block. Und da ham se sich dann entschiedn: Den haun wer weg. Und nu is das natürlich hier, sieht nach nischt aus, aber es kommt Licht rin. Nich dieses Kasern'nhafte. Da könnte man ne Menge machn.*“ (P 381-384) Der kreative Umgang mit der durch äußere Umstände determinierten Schrumpfung wäre für ihn die bestmögliche Perspektive für Hegermühle.

Dabei misst er der Eigeninitiative der Bürgerschaft hohe Bedeutung bei. Sie sei zwar noch zu wenig ausgeprägt, aber Herr Pohl kann auch ein Beispiel für eine gelungene Aktivierung der Anwohner nennen: die Bürgerinitiative „*Glasmosaik*“. 2005 hatte die Initiative den ehemaligen Hegermühler kontaktiert, um ihn als Fürsprecher zu gewinnen: „*[I]ck hatte mich also hier ständich um dieses Wohngebiet bemüht. Na ja, und was liegt da näher.*“ (P 18-19) Schnell ließ er sich von der Wichtigkeit des Kunstwerks für das Wohngebiet überzeugen, dem er eine Identität stiftende Funktion für die Einwohner bescheinigte „*Dass die gesacht ham: Alle Kinder, die in dieser Schule eingeschult wurdn, sind dort vor dem Ding fotografiert wordn. Na ja, und det war für mich wichtig. Det is n Stück Erinnerung, die bleibt.*“ (P 124-126)

Fortan vertrat er innerhalb der Stadtverordnetenversammlung das Anliegen der Initiative, beim Abriss des Schulgebäudes das Mosaik zu erhalten. Er setzte sich darüber hinaus für die Neugestaltung des gesamten Platzes ein, an dem die Schule früher gestanden hatte. Dies begründete er mit der Bedeutung des Ortes, die die aufgewendeten Mittel rechtfertigte: „*Hat noch ma Geld*

gekostet, aber na ja, es ist ja eigentlich, wenn man so will, hier det Zentrum der Hegermühle, dieses Wohngebiets. Und ick hab immer alln erklärt: Hört zu, hier wohn'n so viel Leute wie in ganz Seelow.“ (P 63-65)⁹² Im Zentrum einer so großen Siedlung sei es darum besonders wichtig, „n Stückchen Identifikation“ (P 114) der Einwohner mit ihrem Viertel zu erhalten.

Entgegen Herrn Pohls ursprünglicher Befürchtung, das Mosaik könne mangelnder Pflege und Vandalismus zum Opfer fallen, wird seiner Wahrnehmung nach der neu gestaltete Platz gut von der Bevölkerung angenommen und sorgsam behandelt. Nachdem er sich während der Hofpause auf dem Schulhof aufgehalten hatte, berichtete er mir im Interview: „Ick hab mir och die Schüler ma angekuckt. Und, ja, die gehn vernünftich um, och mit der Gesamtanlage vernünftich um. Also enttäuscht sind wer nich. Beim bestn Willn nich.“ (P 110-112) Trotzdem gebe es für die Kommunalpolitik wie für die Bürger selbst viel Handlungsbedarf im Viertel. Ereignisse wie die Arbeit der Bürgerinitiative stellen für Herrn Pohl einen Lichtblick dar – „Und dann freuste dich über so ne Kleinichkeitn, dass ebn so n Mosaik erhalt'n bleibt. Und nich versaut wird, ja?“ (P 375-376) Angesichts der sozialen Lage der Wohngebietsbevölkerung, die zum großen Teil den unteren Einkommensschichten angehöre und zudem „stark überaltert“ (345) sei, sei aber noch viel mehr solches Engagement nötig.

3.6.5. Frau Finke

Frau Finke erwartet für die Zukunft eine Schrumpfung Hegermühles durch Wegzug und Wohnungsabriss. Im Gegensatz zu Herrn Pohl sieht sie darin keine Chance für eine Aufwertung des Viertels. Hegermühle habe „keine große Zukunft bei dem, ich mein, der Wohnungsleerstand war schon mal schlimmer. Aber s wird [...] irgendwann mal so sein, wie s, wie s in andern Städten schon an der Tagesordnung is, dass Plattnbautn wegn Leerstand abgerissn werdn, ne.“ (F 501-504) Für die Stadt als Ganzes hat sie ebenfalls geringe Erwartungen. Wegen der Auflösung der NVA und wegen des Mangels an Industrie sei in den letzten zwei Jahrzehnten das Arbeitsplatzangebot immer

⁹² Die Argumentation, dass Hegermühle besondere Beachtung verdiene, weil es als größtes Wohngebiet Strausbergs mehr Einwohner habe als Seelow, war mir bei der Recherche für diese Arbeit mehrfach begegnet. Vgl. o.N. (2006a: 10). Der Vergleich ist deswegen interessant, weil Seelow die Kreisstadt des Kreises Märkisch-Oderland ist. Strausberg, das vorher selbst Kreisstadt war, musste diesen Status in der Kreisreform 1993 an Seelow abgeben. Der Vergleich soll also aussagen, dass Hegermühle als Stadtteil der ehemaligen Kreisstadt allein schon mindestens ebenso wichtig ist wie die jetzige Kreisstadt. Aktuell stimmt der Vergleich aber nicht. Am 31.12.2007 lag die Einwohnerzahl der Stadt Seelow mit 5.688 deutlich über der Hegermühles. Vgl. Landkreis Märkisch-Oderland, Landratsamt (2008: 1)

geringer geworden. Es werde zunehmend schwieriger, auf regulärem Wege an eine Stelle zu kommen: *„Na ja, ich sach ma: Also als Mann hier n Hausmeisterjob zu findn in ner Schule oder irgndwie so, so ne Stelle werdn Se nie ausgeschriebn sehn, ne. Das, das wird unter der Hand, also wirklich wie vererbt, nich, so. Und wenn der Vater in Rente geht, übernimmts der Sohn, fertich, ne.“* (F 396-399) Viele junge Leute würden für den Wehrdienst oder ein Studium in andere Städte gehen und dann dort bleiben, aber es zöge niemand neu nach Strausberg, so dass die Stadtbevölkerung im Durchschnitt immer älter werde. *„Das, und die Jugndlichn sehn schon zu, dass se wegkommn, ne. [...] Die hier gewohnt habn oder noch wohn'n, die sterbn so langsam weg. Aber s zieht kein Jugndlicher neu nach Strausberg, ne.“* (F 399-405)

Ein Konzept, wie dieser Entwicklung beizukommen wäre, hat Frau Finke nicht. Sie begegnet ihr auf der individuellen Ebene und hat sich schon vor langer Zeit entschieden, umzuziehen an einen Punkt der Stadt, der *„irgndwo anders schön“* (F 513) liegt. Auf diesem Wege strebt sie eine Verbesserung ihrer eigenen Lebensqualität an, wofür sie im Viertel keine Chance sieht. Von der Schrumpfung des Wohngebiets, die sie erwartet, würde sie dann nicht betroffen sein – *„Dann werd ich nich mehr hier sein. (Lachen)“* (F 505). Trotzdem engagiert sie sich für die Jugendlichen Hegermühles und versucht, diesen mehr Elan bei ihrer Lebensgestaltung zu vermitteln. Ihr Anspruch ist aber nicht, dass auch andere solches Engagement aufnehmen sollten. Ihr Bezugsrahmen ist nicht der allgemeine des Wohngebiets. Vielmehr fühlt sie sich den konkreten Jugendlichen verpflichtet, mit denen sie arbeitet.

3.6.6. Zusammenfassung

Die Erwartungen, die die Befragten an die Zukunft Hegermühles haben, sind durchweg verhalten bis negativ. Dies geht damit einher, wie sie die gesellschaftlichen, rechtlichen und ökonomischen Entwicklungen in der BRD als ganzer beurteilen. Alle Teilnehmer der Studie äußerten Befürchtungen, dass die Bevölkerung hier stetig ärmer und älter werde. Die Gründe dafür sehen sie im regionalen Arbeitsplatzmangel und in der Konzentration der Arbeitslosen in Wohngebieten wie diesem. Dadurch entstehe ein Milieu der Resignation, während die finanzkräftigeren Einwohner wegzögen. Frau Ortrand äußerte die Einschätzung, dass viele Menschen überhaupt nur noch hier leben würden, weil die Mieten im Plattenbau den gesetzlichen Vorschriften für ALG-II-Empfänger entsprächen: *„Ich denk mal, wenss den Menschn bisschn besser gehn würde, würde hier schon*

einjes abgerissn“(O 430-431) In den Interviews herrschte der Tenor, dass die Lage Hegermühles vor allem in einem „*gesellschaftliche[n] Problem*“ (A 376) begründet sei, das lokal nicht gelöst werden könne. Die Unterschiede zwischen den Befragten lagen darin, wie groß sie die Chancen bemaßen, auf diese Entwicklung im Ort gestaltend einzuwirken.

Frau Jedinaja und Herr Pohl verweisen auf die Kompetenzen der Stadtverwaltung. Erstere appelliert an die Stadt, sich der Verschmutzung anzunehmen. Zweiter sieht im Sinken der Einwohnerzahl eine Chance, mittels stadtplanerischer Umgestaltung die Attraktivität der Siedlung zu erhöhen. Auch Herr Ekowski verweist auf die Polizei sowie die Stadt- und Wohnungsverwaltung, sich stärker auf ihre Aufgaben zu konzentrieren. Doch verlässt sich keiner der Befragten ganz auf diese Ebene. Sie alle sehen mehr oder weniger die Bewohner selbst in der Pflicht, etwas zur Verbesserung der Zustände im Wohngebiet zu leisten. Die Bandbreite reicht von Frau Finke, die dem von ihr empfundenen allgemeinen Niedergang mit ihrem eigenen Wegzug und mit Sozialarbeit entgegen tritt, um einzelne Jugendliche bei der Verbesserung ihrer Lebensumstände zu unterstützen, bis zu Herrn Ekowskis Konzept einer aktiven Einwohnergemeinschaft, die auch ihre schwächsten Mitglieder integriert.

Dazwischen liegen Ansätze zur Aktivierung der Bürger, die Herr Anton an seiner Arbeit im Bürgerverein und Herr Pohl anhand der Bürgerinitiative „*Glasmosaik*“ erläutern. In allen Schilderungen taucht wiederholt die Klage über die im Wohngebiet verbreitete Haltung auf, das eigene Schicksal hinzunehmen und nichts zu tun, um seine Lage zu verbessern. Die Phänomene, gegen die sich die Befragten abgrenzen, sind Trinker, welche Passanten belästigen, und Jugendliche, die aus Langeweile Dinge kaputt schlagen.

Das überraschte mich, da ich bei meinen Feldbegehungen nie derartige Beobachtungen in einem Maße gemacht hatte, das ich als anstößig empfunden hätte. Der Vandalismus bestand meiner Wahrnehmung nach hauptsächlich aus Filzmarker-Kritzeleien an Bänken und Wänden. Aus den kleinen Grüppchen mit Bierflaschen, die trotz des Alkoholverbots ab und zu auf dem zentralen Platz auftauchten, sprach mich nur einmal jemand an um zu fragen, ob er sich neben mich auf eine Bank setzen dürfe. Mein Eindruck ist selbstredend nicht repräsentativ, doch möchte ich an dieser Stelle die Vermutung äußern, dass meine Interviewpartner sich deshalb so vehement gegen solches Verhalten abgrenzten, weil das öffentliche Bild Hegermühles gerade durch solche Phänomene geprägt ist.

Ergebnisse der Analyse

In dieser Arbeit untersuchte ich anhand von fünf Fallstudien, wie Bewohner des Plattenbaugebiets Strausberg-Hegermühle das Leben im Wohngebiet beurteilen, und welche Formen positiver Identifikation mit dem Wohngebiet bei ihnen vorhanden sind. Auf den folgenden Seiten werde ich die Ergebnisse zusammenfassen, die die vergleichende Interpretation der Fälle ergab.

Der Zeitpunkt und die Umstände des Einzugs prägen bis in die heutige Zeit das Verhältnis der Interviewpartner zum Stadtteil. Für die Herren Anton und Ekowski bedeutete die Zuteilung einer Wohnung in Hegermühle eine Verbesserung ihrer Lebensumstände. Sie ergab sich aus der privilegierten beruflichen Stellung. Die Aufbauphase, die die beiden von Beginn an erlebten, ist ihnen im Gedächtnis geblieben als Zeit des gemeinsamen, solidarischen Umgangs der Bewohner mit einer Mangelsituation. Darin sehen sie ein positives Gegenbild zur heute empfundenen größeren Anonymität unter Nachbarn. Der Umgang der Mieter untereinander wurde erleichtert durch die Zusammensetzung der Einwohnerschaft, die zum größten Teil von Armeeeingehörenden geprägt war und einen hohen Qualifikationsgrad aufwies.⁹³

Für Frau Finke, die die 1980er Jahre im Stadtzentrum Strausbergs verbracht hatte, war ihr Einzug in Hegermühle in den frühen 1990er Jahren kein Privileg. Er ergab sich aus der vergleichsweise schlechten Ausstattung der Altbauwohnungen. Frau Finke schätzte von Anfang an die ästhetischen Qualitäten eines Plattenbaugebietes gering, was durch die Aufwertung von Altbauten in den 1990er Jahren verstärkt wurde. Sie behielt ihren Bekanntenkreis im alten Stadtteil bei und erreichte nie einen ähnlich hohen Grad der Einbettung in Hegermühle wie Herr Anton und Herr Ekowski. Zur Zeit ihres Einzugs begann der Prozess der *„Homogenisierung Hegermühles auf 'niedriger' werdendem sozialen Niveau“*⁹⁴. Kriminalität, Gewalt und Vandalismus nahmen im Viertel zu, und der Wohnungsmarkt wurde liberalisiert. Dadurch strömten die Besserverdienenden fort, während die weiterhin niedrigen Mieten dafür sorgten, dass Ärmere blieben und weitere hinzuzogen. Den Wegzug, den Herr Pohl bereits realisiert hat, plant Frau Finke seit dem Zeitpunkt ihres Einzuges. Sie ist nicht gewillt, die Wohnung in Hegermühle als mehr als eine Interimslösung zu betrachten, die im richtigen Moment ausgetauscht werden soll.

⁹³ Vgl. Wischer/Kliemke (1998: 23)

⁹⁴ ebd. (24)

Frau Jedinaja, die erst Anfang der 2000er Jahre einzog, weist ein pragmatischeres Verhältnis zum Wohngebiet auf. Nur wegen des lokalen Arbeitsplatzes und wegen der Vorgaben des Sozialamts zog sie hierher. Zwar ist sie durch ihre Arbeit und ihre Freizeitaktivitäten stark in die Stadtteilbevölkerung eingebettet, doch der Ort ist für sie nicht besonders emotional besetzt. Sie definiert ihn über seine Alltagstauglichkeit, er ist darum prinzipiell gegen andere Orte austauschbar. Relevant ist für sie nicht der Einzug in Hegermühle oder nach Strausberg überhaupt, sondern die Tatsache, dass sie nach Deutschland gezogen ist. Ähnlich verhält es sich mit Herrn Pohl, der zwar wie Herr Anton und Herr Ekowski in den 1980er Jahren eingezogen ist und diese Zeit in positiver Erinnerung hat, für den aber die Tatsache entscheidend war, dass er eine familientaugliche Wohnung in Nähe seines Berliner Arbeitsplatzes erhalten konnte. Zwar hatte er eine biografische Beziehung zu Strausberg als Stadt seiner Geburt, doch bestand keine besondere Bindung an Hegermühle. Die Entscheidung, einige Jahre später in einen anderen Stadtteil zu ziehen, als die Umstände den Umzug in ein Haus mit mehr Wohnraum ermöglichten, ist für ihn daher nicht erklärungsbedürftig.

Einigkeit besteht in der Wahrnehmung der Entwicklung Hegermühles. Alle Befragten geben zu Protokoll, dass eine Verschiebung der Sozialstruktur stattgefunden habe, die zunehmend von Arbeitslosen und Armen bestimmt sei. Zum gleichen Ergebnis kommt die kommunale Verwaltung, die darin die größte Herausforderung Hegermühles sieht (vgl. Abschnitt 1.5.) Seit dem Ende der DDR (bzw. in Frau Jedinajas Fall seit ihrem Einzug um die Jahrtausendwende) beobachten die Interviewpartner die Zunahme der Armut im Viertel. Damit einher gehen Erscheinungen der sozialen Desintegration, Verwahrlosung und Resignation. Die Befragten nennen mehrfach die gesetzlichen Vorschriften für die Wohnungskosten von ALG-Empfängern und die Konzentration städtischer Sozialwohnungen im Viertel als Grund dafür, dass diese Erscheinungen in Hegermühle in geballter Form auftreten.

In allen Interviews wurde die Klage geäußert, dass eine mangelnde Sorgfalt für die eigene Umwelt im Wohngebiet verbreitet sei. Diese äußere sich in Verschmutzung und Zerstörung von Objekten des öffentlichen Raumes. Die Befragten äußern Verständnis für solche Verhaltensweisen, grenzen sich aber selbst davon ab und befürworteten die „Law and Order“-Maßnahmen der Stadtverwaltung. Dadurch habe sich die Lage im Vergleich zu den frühen 1990er Jahren merklich gebessert, als laut Frau Finke und Herrn Anton gewalttätige Rechtsradikale und Diebstahl an der Tagesordnung gewesen seien. Die Einschätzung wird durch die aktuelle Kriminalstatistik bestätigt,

der zufolge die Rate an Straftaten im Wohngebiet nicht über dem Strausberger Durchschnitt liegt.⁹⁵

Diejenigen Interviewpartner, die bereits seit den 1980er Jahren die Entwicklung Hegermühles verfolgen, bemerken eine große Fluktuation unter den Einwohnern seit dem Ende der DDR. Damit einher gehe eine wachsende Anonymität untereinander und der Rückzug vieler Mieter ins Private. Die Erweiterung der Einkaufsmöglichkeiten und die Neugestaltung der Freiflächen wird dagegen positiv hervorgehoben. Lediglich Frau Jedinaja bildet eine Ausnahme, da die Umgestaltungsarbeiten zum Zeitpunkt ihres Einzugs bereits weit gehend abgeschlossen waren.

Den öffentlichen Ruf Hegermühles bewerten alle Befragten als negativ. „*Ghetto*“, „*die Platte*“ und „*langweilige Schlafstadt*“ sind die Schlagworte, mit denen ihrer Meinung nach die Außenwelt das Wohngebiet belegt. Es herrsche die Ansicht vor, Hegermühle sei ein trister Ort mit hoher Kriminalitätsrate, dessen Bewohner nur dort lebten, weil sie sich den Wegzug nicht leisten könnten. Die Befragten geben unterschiedliche Erklärungen für dieses Image; von der einseitigen Berichterstattung der Lokalmedien über das Wirken von Vorurteilen, die in lange zurückliegenden Ereignissen ihre Grundlage hätten und der heutigen Realität nicht mehr entsprächen, bis hin zum Handeln der Einwohner selbst, die nicht genug für die Schönheit und den Ruf ihres Wohngebiets täten.

Im siebten Kapitel habe ich eine Skala mit den Polen „emotional“ und „pragmatisch“ eingeführt, um die subjektiven Bedeutungen zu fassen, die das Wohngebiet für die Interviewpartner hat. Dabei zeigte sich ein Überwiegen der pragmatischen Zugänge zum Wohngebiet. Selbst Herr Ekowski, der sich aus persönlicher Begeisterung von Anfang an in privater Chronistentätigkeit mit dem Wohngebiet beschäftigte, nennt die Verknüpfung von naturnaher Lage und guter Infrastruktur als die hervorstechenden Merkmale Hegermühles. Wie Frau Jedinajas Beispiel zeigt, ist auch die Integration in die Wohngebietsbevölkerung durch freundschaftliche und Familienkontakte, organisierte Freizeitaktivitäten und einen Arbeitsplatz am Ort nicht ausreichend, um eine Identifikation mit dem Ort zu schaffen. Es überwiegt der Eindruck, dass es an Identifikationspunkten mangelt, die das Wohngebiet nicht nur relativ zu anderen abheben (z.B. durch die ruhigere Lage), sondern die es als einen einzigartigen Teil der Stadt auszeichnen.

Die Aussagen der Befragten über die Zukunft des Wohngebiets ergeben ein Gesamtbild, das von

⁹⁵ Vgl. Mehner (2009: 23); ebd. (37)

Skepsis und Befürchtungen geprägt ist. Sie alle halten eine weitere Verarmung der Bevölkerung für wahrscheinlich, solange es keine grundlegende Änderung in der Sozialgesetzgebung sowie in der wirtschaftlichen Lage der Region und der gesamten BRD gibt, denn das Hauptproblem Hegermühles sei der regionale Mangel an Arbeitsplätzen. Abgesehen von Frau Jedinaja äußern sie alle aber auch Konzepte, die sie selbst praktizieren oder die sie empfehlen, um dem Problem auf lokaler Ebene begegnen zu können. So hat sich Herr Anton bereits in den frühen 1990er Jahren dem Bürgerverein angeschlossen und am Aufbau des „Domizil“ mitgearbeitet. Er und Frau Finke versuchen in ihrer Arbeit, Jugendliche aus sozial benachteiligten Familien zu einem individuellen sozialen Aufstieg zu motivieren. Herr Pohl vertritt die Idee einer aktiv gestalteten Schrumpfung des Wohngebiets: Rück- und Umbau sollen die Lebensqualität für die Einwohner erhöhen. Er verweist auf das Beispiel der Bürgerinitiative „Glasmosaik“, bei der es Einwohner geschafft hätten, „*n Stückchen Identifikation*“ (P 114) mit dem Wohngebiet zu schaffen. Herr Ekowski schließlich propagiert sein Konzept einer alle einbindenden Mietergemeinschaft, die durch eine positive Darstellung des Wohngebiets nach außen (etwa durch Bilder besonders gelungener Gestaltungslösungen) weitere Personen begeistert, an der Verschönerung zu arbeiten.

Die Untersuchung der ausgewählten Fälle zeigt unterschiedliche Formen der positiven Identifikation mit dem Wohngebiet. Herrn Antons Verhältnis zu Hegermühle ist durch seinen Status als „*erste[r] Mieter*“ (A 87) und die Erfahrung der Aufbauzeit geprägt. Daraus begründet er eine besondere Bindung, und nach dem Ende des Polizeidienstes wurde ihm die vereinsförmige Interessenvertretung im Namen der Wohngebietsbevölkerung zur neuen Aufgabe. Das Viertel betrachtet er als „*[s]eine Heimat*“ (A 502) und verteidigt es gegen Kritik. Er kennt auch die Probleme, die mit der dortigen Sozialstruktur einher gehen, und befasst sich mit diesen in seiner Arbeit. Das Wohngebiet stellt seinen Lebensmittelpunkt dar, an dem er dem Großteil seiner alltäglichen Tätigkeiten nachgeht, wo er zahlreiche Kontakte pflegt und den er auch aufgrund seiner infrastrukturellen Ausstattung als „*recht lebenswert*“ (A 510) ansieht.

Ähnlich verhält es sich mit Herrn Ekowski, der ebenfalls die Aufbauphase miterlebt hat und aus dieser Erfahrung eine Überlegenheit gegenüber denen begründet, die sein Wohngebiet gering schätzen: „*Also Andre mögn die Hegermühle schlecht redn, wie se wolln. [...] Also werd ich immer diesn ganzn Aufbaucharakter sehn.*“ (E 946-955) Diese Erfahrung und die intensive Beschäftigung mit der Entwicklung des Wohngebietes will er auch anderen vermitteln. Er sieht es als seine Aufgabe an, unter den Einwohnern das Bewusstsein zu fördern, dass sie sich für die Schönheit ihres Viertels und die Verbesserung seines Rufs einsetzen sollten. Auch er bezeichnet das Wohngebiet als

„[s]eine Heimat“ (E 1096) und ist durch persönliche Kontakte und die intensive Nutzung der lokalen Infrastruktur stark integriert.

Frau Jedinajas Verhältnis zum Wohngebiet ist hingegen kaum gefühlsbehaftet. Sie schätzt die kurzen Wege (insbesondere die Nähe ihres Arbeitsplatzes), die Einkaufsmöglichkeiten und die gute Verkehrsanbindung. Sie fühlt sich jedoch durch keine besonderen biografischen Erfahrungen oder historischen Bezugspunkte an das Wohngebiet gebunden. Dessen negative Seiten stellt sie deutlicher dar als die Herren Ekowski und Anton. Ihre Aussage, wie sehr sie sich durch die „Siffer“ (J 212 und andere Textstellen) im Stadtteil gestört fühlt; relativiert sie nicht und schließt daran nicht eine Überlegung zur Lösung des Problems an. Durch diese geringere persönliche Bindung ist es bei Frau Jedinaja auch wahrscheinlicher, dass sie das Wohngebiet verlassen könnte, nachdem sie aus dem Berufsleben ausscheidet.

Herr Pohl ist kein Bewohner Hegermühles mehr, sondern ein Kommunalpolitiker, für den das Viertel ein Arbeitsfeld darstellt. Der Zusammenhalt der Einwohner in den späten 1980er Jahren ist ihm zwar in guter Erinnerung geblieben, hat ihn jedoch nicht davon abgehalten, den Stadtteil zu wechseln, als sich die Option auf mehr Wohnraum für die Familie eröffnete. Durch seine Tätigkeit nimmt er weiterhin an der Entwicklung seines ehemaligen Wohngebiets Anteil, dessen Bewohner er in stärkerem Maße zu selbstbewussten Gestaltern ihrer Umwelt machen will und deren Interessenvertretung als Strausberger Bürger er sich verpflichtet fühlt.

Der Fall Frau Finkes schließlich zeigt, dass eine lange Wohndauer nicht ausreicht, um eine Integration in den oder gar Identifikation mit dem Stadtteil zu begründen. In ihren rund 20 Jahren in Hegermühle hat sie sich ihren Bekanntenkreis im Stadtzentrum bewahrt. Auch die meisten anderen alltäglichen Funktionen verrichtet sie außerhalb des Viertels, das für sie ästhetisch und vom vorherrschenden „Niveau“ (F 93 und andere Textstellen) her der Bevölkerung der Altstadt nachsteht. Sie definiert sich selbst nicht als Teil Hegermühles und antizipiert in der individualistischen Einrichtung ihrer eigenen Wohnung, die gerade keine „Einheitswohnung“ (J 319) sein soll, ihren lange geplanten Auszug aus dem Wohngebiet. Sie ist jedoch nicht völlig desintegriert, sondern sieht sich in besonderer Weise verantwortlich gegenüber dem Viertel. In ihrer Arbeit als Pädagogin versucht sie, einzelne Jugendliche von der Lethargie zu befreien, die sie als Grundstimmung in Hegermühle wahrnimmt. Diese Arbeit plant sie auch nach ihrem Wegzug fortzusetzen. Hegermühle ist ihr nicht nur ein negatives Gegenbild, von dem sie sich abgrenzt, sondern auch das Feld für ihren ironisch so bezeichneten Versuch, „die Welt zu verbessern“ (F

337). Ihre negative Integration ist also kein Widerspruch zu einem sozialen Verantwortungsgefühl gegenüber der lokalen Bevölkerung.

In der Einleitung definierte ich „positive Identifikation“ als ein Verhältnis der Einwohner zu ihrem Stadtteil, welches in einem Gefühl persönlicher Verbundenheit mit dem Stadtteil besteht. Der Vergleich der Fälle in dieser Arbeit ergab folgende Faktoren, die eine solche Identifikation bei den Befragten begünstigen:

Die Aufbauenerfahrung:

Die Erfahrung, an der Entstehung Hegermühles beteiligt gewesen zu sein, bewirkt bei den Teilnehmern dieser Studie eine positive Identifikation mit der Siedlung, die hilft, belastende Entwicklungen in der Siedlung und in der eigenen Biografie zu verarbeiten. Die Befragten, die den Aufbau Hegermühles in den 1980er Jahren miterlebt hatten, ziehen aus ihrer Beteiligung daran persönlichen Stolz. Ihr Bild vom Wohngebiet ist durch diese Erfahrung bis heute positiv geprägt, und sie gehen so weit, es als ihre „Heimat“ zu bezeichnen. Der empfundene stärkere Zusammenhalt der Bewohner untereinander, der eigene Umgang mit Strapazen und die Erfahrung einer sich stetig verbessernden Infrastruktur bestimmen ihr Verhältnis zum Wohngebiet. Dieses Verhältnis bleibt deswegen positiv, obwohl sie die Entwicklung des Viertels seit den frühen 1990er Jahren als negativ bewerten. Dies gilt allerdings nur für die Herren Anton und Ekowski, deren soziale Lage sich nach dem Ende der DDR verschlechterte bzw. gleich blieb. Herr Pohl hingegen verließ das Viertel, als die soziale Lage seiner Familie sich verbesserte und sie die nötigen finanziellen Mittel hatte, um ein eigenes Haus zu erwerben. Zwar hebt auch er die Aufbauzeit positiv hervor, doch ist dies nicht mehr der bestimmende Faktor seines Verhältnisses zum Wohngebiet.

Die Infrastruktur:

Alle Interviewpartner heben die Infrastruktur des Wohngebiets positiv hervor. Das Angebot an Einkaufs- und Erholungsmöglichkeiten sowie die Verkehrsanbindung wird im Vergleich zu anderen Stadtteilen als relativ groß und vielseitig bewertet. Für diejenigen Befragten, deren subjektives Verhältnis zum Wohngebiet nicht emotional bzw. negativ emotional besetzt ist, ist die Infrastruktur das wichtigste Argument, um (vorerst) in Hegermühle wohnen zu bleiben. Andere Faktoren wiegen für sie jedoch stärker: Frau Finke verfolgt ihren Plan zum Umzug in einen Stadtteil mit anderer Sozialstruktur, und Frau Jedinaja würde umziehen, wenn sie selbst in den Ruhestand geht und ihre Kinder anderswo Arbeit finden.

Die Sozialstruktur:

Die Entwicklung der Sozialstruktur im Wohngebiet bewerten alle Interviewpartner als negativ. Die lokale Ballung von Personen, die von Sozialleistungen abhängig sind, führt nach Auskunft der Befragten zu einer persönlichen Verwahrlosung, die im Viertel weit verbreitet sei und sich in Vandalismus und exzessivem Alkoholkonsum in der Öffentlichkeit zeige. Sämtliche Interviewpartner sind abgeschreckt von diesen Phänomenen. Sie unterscheiden sich aber darin, welche Chancen sie sehen, damit praktisch umzugehen (z.B. in Sozialarbeit). Die Sozialstruktur, die im Vergleich zu anderen Stadtteilen stärker von Arbeitslosigkeit und Armut geprägt ist, stellt das stärkste Hindernis für eine positive Identifikation der Interviewpartner mit dem Wohngebiet dar.

Räumliche Identifikationspunkte:

Die Untersuchung ergab, dass es kaum Merkmale gibt, die Hegermühle für die Befragten als einzigartigen Ort ausmachen. Am deutlichsten zeigt sich dies in der Äußerung Frau Jedinajas, sie wisse nicht, was einem Schönes einfallen könne, wenn man an Hegermühle denke. Während diejenigen Befragten, die den Aufbau Hegermühles erlebt haben, sich darüber mit dem Wohngebiet verbunden fühlen, gibt es bei den später Hinzugezogenen keine vergleichbare Verbindung zur Geschichte des Ortes. Ein erster Ansatz, dies zu ändern, ist der von engagierten Bürgern erwirkte Erhalt des Mosaiks. Der umgestaltete Platz um das Mosaik ist als ehemaliger Standort des abgerissenen Schulgebäudes sichtbar. Er bietet damit die Gelegenheit, Hegermühle als einen Ort mit einer spezifischen Geschichte zu erfahren. Die Schaffung bzw. Hervorhebung weiterer solcher Orte könnte helfen, eine positive Identifikation auch bei anderen Einwohnern zu fördern.

Mögliche Konsequenzen

Die genannten Faktoren sind nicht in gleichem Maße praktisch beeinflussbar. Das größte Problem des Wohngebiets, die Sozialstruktur, ist durch die regionale Arbeitsmarktlage und den Strausberger Wohnungsmarkt begründet: die meisten Wohnungen mit niedrigen Mieten befinden sich in Hegermühle. Politische Eingriffsmöglichkeiten bestünden hier nur in einer stärkeren Regulierung des Wohnungsmarkts, um den sozialen Wohnungsbau stärker über die Stadt zu verteilen.

Die Infrastruktur wird von allen Befragten als positiv bewertet, hier besteht offenbar wenig Änderungsbedarf. Die infrastrukturellen Vorzüge sind es auch, die in der Darstellung des

Wohngebiets durch die Stadtverwaltung (vermittelt über die Wohnungsgesellschaft SWG) bislang an oberster Stelle stehen, und die neben den vergleichsweise niedrigen Mieten einen entscheidenden Grund dafür bilden, dass weiterhin neue Mieter nach Hegermühle ziehen.

Die Faktoren „Aufbauerfahrung“ und „räumliche Identifikationspunkte“ bieten für die kommunale Politik, die Wohnungsverwalter und die Bürger selbst die größten Chancen, auf die Ausbildung positiver Identifikation der Einwohner mit dem Wohngebiet einzuwirken. Hier bietet sich meiner Meinung nach ein Ansatzpunkt, der nicht nur helfen könnte, die Wohnzufriedenheit der Einwohner zu erhöhen, sondern auch die Sicht Außenstehender auf Hegermühle signifikant zu verbessern. Das Viertel weist bislang besonders im Vergleich zur Altstadt auf den ersten Blick kaum eigentümliche räumliche Merkmale aus, die es gegenüber anderen Orten unverwechselbar machen würden. Zwar ist die räumliche Gestaltung des Viertels als ganze markant. Die hohe Standardisierung der einzelnen Gebäude und das Fehlen eines Zentrums, das auch optisch als solches erkennbar ist, erschweren aber eine Abgrenzung gegenüber anderen, etwa zur gleichen Zeit entstandenen Wohngebieten. Durch die Umgestaltung des Wohngebietszentrums und den Bau des Handelszentrums hat sich zwar die Einkaufsinfrastruktur für die Anwohner verbessert, bauliche Akzente wurden dabei jedoch nicht gesetzt. Die Mitte dieses Bereichs wird nun von einem Parkplatz eingenommen, um den sich die unauffällig gestalteten Flachbauten der Geschäfte gruppieren. Während meiner Feldexkursionen stellte ich fest, dass der Bereich trotz ausreichender Sitzgelegenheiten kaum zum Aufenthalt genutzt, sondern von den Anwohnern lediglich passiert wurde, um zu den Geschäften zu gelangen.

Mit Sigurd Trommer möchte ich an dieser Stelle auf die Wichtigkeit von einmaligen gegenüber uniformen Merkmalen für die Identifikation der Bürger mit ihrer Stadt hinweisen. Trommer zufolge stoßen

„Veränderungen in Stadtkernen mit großer historischer Tradition (Einmaligkeit!) [...] meist auf erheblichen Widerstand in der Bürgerschaft, während Veränderungen in Stadtteilen ohne große Tradition, auf eher materialistischer Basis denn aus Bürgerstolz geschaffen (Uniformität!), kaum Widerstände hervorrufen.“⁹⁶

Der Identifikationsgrad der Einwohner mit der räumlichen Gestalt ihres Stadtteils bemisst sich auch daran, wie ernst sie Veränderungen dieser Gestalt nehmen und bereit sind, an deren Diskussion teilzunehmen. Dass dieser Grad in Hegermühle gering ist, zeigt das Beispiel des „Hegermühlen-

⁹⁶ Trommer (2006: 32)

Journals“. Dabei handelt es sich um ein Blatt, welches die Stadtverwaltung in drei Ausgaben den Jahren 1998, 1999 und 2001 an alle Haushalte im Viertel zustellen ließ, um die Planung und den Fortgang der Bautätigkeit transparent zu machen. Laut Angaben der Stadt gab es keine Reaktionen der Einwohner darauf. Lediglich die zu einzelnen konkreten Maßnahmen einberufenen Bürgerversammlungen wurden von den Bürgern genutzt.⁹⁷ Ein generelles Interesse für die Entwicklung des Wohngebiets, welches nicht an Einzelercheinungen hängt, äußert sich kaum.

Peter Gerlach und Ingrid Apolinarski bemerken: „*Will man die Wohnbevölkerung für einen planerischen Neubeginn im Rahmen des urbanen Strukturwandels interessieren, gilt es, sie insbesondere auch auf Charakteristika, Individualität und Einmaligkeit ihrer Siedlungsräume und Städte aufmerksam zu machen.*“⁹⁸ Auch im äußerlich sehr uniform gestalteten Wohngebiet Hegermühle gibt es Einmaligkeiten, die es gegenüber anderen Stadtteilen auszeichnen. Diese bestehen zum einen in den landschaftlichen Merkmalen Herrensee, Marienberg und Annatal, die zwar in den Straßennamen präsent, aber aufgrund ungenügender Wegführung und Ausschilderung als Umgebung des Wohngebiets kaum erlebbar sind. Einen ersten Ansatz zur stärkeren Integration der Landschaft in das Wohngebiet bildet die Umgestaltung einiger Wohngebäude, die 2007 im Auftrag der SWG mit großformatigen Graffiti-Darstellungen des Herrensees, des Wasserturms auf dem Marienberg und der früheren „Schlagmühle“ geschmückt wurden.⁹⁹

Zum anderen hat der Fall der Bürgerinitiative „Glasmosaik“ gezeigt, welche integrative Wirkung Werke der bildenden Kunst im Viertel haben können. Der Platz um das Wandbild wurde im Zuge des Schulabrisses komplett neu gestaltet, wobei auch der Grundriss des ehemaligen Schulgebäudes durch Bodenplatten gekennzeichnet ist. Es fehlt aber am Ort an Hinweisen, durch welche für Personen, die mit der Geschichte des Ortes nicht vertraut sind, nachvollziehbar wäre, worum es sich dabei handelt. Die integrative Wirkung des Mosaiks ist damit bisher auf „Eingeweihte“ beschränkt, könnte aber durch eine klarere Kennzeichnung auch auf andere Anwohner ausgeweitet werden.

Im Viertel gibt es weitere öffentliche Kunstwerke, mit denen ebenso verfahren werden könnte. Die bronzene Darstellung einer „Hockenden“ des Bildhauers Eberhard Bachmann befindet sich auf einer ansonsten leeren Rasenfläche Am Marienberg; ihr gegenüber stehen Altstoffcontainer. Vor den beiden Kindertagesstätten sind aus Beton gegossene Skulpturen eines Seehundes und der

⁹⁷ Vgl. Schulze/Grau (2006: 44)

⁹⁸ Gerlach/Apolinarski (1997: 17)

⁹⁹ Vgl. Bräunling (2007: 10)

Märchenfigur des „gestiefelten Katers“ aufgestellt; letztere wird durch Sträucher verdeckt. An keiner der drei Skulpturen befindet sich eine Hinweistafel oder ähnliches, und in keinem Fall ist das Umfeld in einer Weise gestaltet, die das jeweilige Kunstwerk besonders akzentuieren würde. Diese möglichen Identifikationspunkte, die im Wohngebiet vorhanden sind, könnten, z.B. durch eine entsprechende Grünflächengestaltung, stärker betont werden. Damit könnte eine ähnliche Wirkung erreicht werden wie mit dem Mosaik, da ebenso viele Anwohner mit den Kindertagesstätten persönliche Erinnerungen verbinden dürften wie mit der Schule.

Die Schaffung und Erhaltung solcher Orte, die mit kollektiver Erinnerung verbunden sind, könnte den Einwohnern helfen, ihre eigene Identität und Biografie in eine Beziehung zu dem Stadtteil und seiner Geschichte zu setzen. Die Geschichte der Strausberger Altstadt ist bereits mittels Gedenktafeln oder Bildbänden für jeden zugänglich. Es würde dem öffentlichen Bild Hegermühles ebenso zuträglich sein, wenn für jeden nachvollziehbar wäre, wie der Stadtteil zu dem geworden ist, was er ist. Die Erfahrung der Aufbauzeit, die die hohe Identifikation der Herren Ekowski und Anton mit dem Wohngebiet wesentlich begründet, könnte so auch anderen zugänglich gemacht werden. Positive Ansätze in diese Richtung gibt es bereits in Form des Magazins „Zuhause“ der SWG, das in regelmäßigen Abständen dem regionalen Anzeigenblatt „Mittendrin“ beiliegt. Dieses Magazin hatte im Juli 2006 den thematischen Schwerpunkt auf Hegermühle gesetzt, inklusive einer Vorstellung ausgewählter Einwohner und ihrer Biografien. Auch Hans Peter Kampa und Nicole Kastler bemühten sich in ihrer 2004 erschienenen Dokumentation zum komplexen Wohnungsbau in Strausberg¹⁰⁰, durch eine Vielzahl zeithistorischer Zeugnisse (u.a. Fotos, Zeitzeugenberichte, eine historische Presseschau) die Entstehung Hegermühles als Geschichte der Menschen im Viertel erlebbar zu machen.

Darüber hinaus könnte durch eine größere Eigenverantwortlichkeit der Bürger ihre Verbundenheit mit dem Wohngebiet gefördert werden. Herrn Ekowskis enge Bindung an Hegermühle resultiert gerade aus seiner persönlichen Beteiligung an dessen Aufbau. Der Abneigung Frau Finkes gegen das Wohngebiet als Ganzes steht ihre Wertschätzung der eigenen Wohnung gegenüber, deren Einrichtung ihr Freude bereitet. Möglichkeiten einer individuellen Gestaltung des öffentlichen Raums können gezielt gefördert werden. Ansätze dazu gibt es mit dem Balkonwettbewerb, den die SWG jährlich in Hegermühle abhält. Dabei werden die Mieter für die Gestaltung ihrer Balkone geehrt; des Teils ihrer Wohnung, der die größte öffentliche Wirkung hat. Der „*Drang nach*

¹⁰⁰ Kampa/Kastler (2004)

individueller Selbstsetzung“¹⁰¹, den Bruno Flierl bereits vor über 30 Jahren als Ursache für die Dekoration der Balkone durch ihre Bewohner benannte, wird damit honoriert und die Mieter als Gestalter des Wohngebiets gefördert. Auf solche Weise könnte ein Klima geschaffen werden, in dem sich die Einwohner verantwortlicher für ihr Viertel fühlen. Über das rein Pragmatische hinausgehend könnte eine persönliche Beziehung zum Stadtteil aufgebaut werden. Die Mieter würden das Wohngebiet nicht nur als fertiges Gebilde vorfinden, sondern es auch als Ergebnis ihres eigenen Schaffens begreifen.

¹⁰¹ Flierl (1984: 66)

Anhang

Verzeichnis der Interviewtranskripte

In dieser Arbeit zitiere ich aus den folgenden Interviewtranskripten. Ich zitiere nach der Form X 000-001. Dabei stellt X ein Kürzel für den (von mir geänderten) Namen des Interviewpartners dar, während die Zahlen auf die Zeilen im Transkript verweisen.

Interview A

Interviewpartner: Herr Anton. Datum: 29.6.2009. Dauer: ca. 60 Minuten.

Interview E

Interviewpartner: Herr Ekowski. Datum: 27.7.2009. Dauer: ca. 90 Minuten.

Interview F

Interviewpartnerin: Frau Finke. Datum: 17.8.2009. Dauer: ca. 40 Minuten.

Interview J

Interviewpartnerin: Frau Jedinaja. Datum: 17.8.2009. Dauer: ca. 25 Minuten.

Interview M

Interviewpartner: Herr Meertens. Datum: 18.8.2009. Dauer: ca. 25 Minuten.

Interview N

Interviewpartner: Herr Nadic. Datum: 18.8.2009. Dauer: ca. 20 Minuten.

Interview O

Interviewpartnerin: Frau Ortrand. Datum: 21.8.2009. Dauer: ca. 45 Minuten.

Interview P

Interviewpartner: Herr Pohl. Datum: 11.11.2009. Dauer: ca. 60 Minuten

Abbildungen



Fig. 1: Übersichtsplan des Wohngebiets Strausberg-Hegermühle.

Quelle: Google Maps (<http://maps.google.de>, Zugriff 2.1.2010)

© 2009 Google, Kartendaten © 2009 Tele Atlas



Fig. 2: Durchgang zwischen zwei Häuserblocks. Foto: MW



Fig. 3: Innenhof mit Grünflächen und Kinderspielplätzen. Foto: MW



Fig. 4: An Stelle eines abgerissenen Wohnblocks steht heute eine Carport-Anlage. Das Gebäude im Hintergrund, ursprünglich eine Kinderbetreuungseinrichtung, beherbergt heute den „Sozialpark Märkisch-Oderland“, die Kinder- und Jugendbegegnungsstätte „Domizil“ sowie eine Zweigstelle der Stadtbibliothek. Foto: MW



Fig. 5: Die Bauten am nördlichen Rand des Wohngebiets sind für ältere Einwohner konzipiert und mit Fahrstühlen versehen. Foto: MW



Fig. 6: Dieses Glasmosaik befand sich ursprünglich am Eingang eines Schulgebäudes. Als die Schule 2005 abgerissen werden sollte, bildete sich eine Bürgerinitiative, die den Erhalt des Mosaiks durchsetzen konnte. Foto: MW



Fig. 7: Der Bereich um das Mosaik. Im Hintergrund das verbliebene zweite Schulgebäude. Foto: MW



Fig. 8: Geschäfte und Parkplätze im Wohngebietszentrum. Foto: MW



Fig. 9: Das Handelszentrum, das größte Einkaufszentrum des Landkreises, befindet sich im Norden des Wohngebiets. Foto: MW



Fig. 10: Luftbild mit einer Gesamtansicht des Wohngebiets (Werbematerial einer Wohnungsbaugesellschaft). Im Hintergrund das Strausberger Stadtzentrum. Foto: Andreas Prinz (<http://www.strausberg-live.de>)

Literatur und Quellen

ADM e.V. (Arbeitskreis Deutscher Markt- und Sozialforschungsinstitute e.V.) (2008):

Erklärung für das Gebiet der Bundesrepublik Deutschland zum ICC/ESOMAR Internationalen Kodex für die Markt- und Sozialforschung.

www.adm-ev.de/fileadmin/user_upload/PDFS/Erklaerung_2008.pdf (Zugriff 21.12.2009)

Akanthus e.V. (Verein für Regionalgeschichte und Denkmalpflege „Akanthus“ e.V.) (Hg.)

(2006): Beiträge zur Strausberger Garnisongeschichte. Strausberg und das Militär 1954 - 1990.

Strausberg: Selbstverlag

Barthel, Rolf (1987): Geschichte der Stadt Strausberg. Monographische Gesamtdarstellung. Berlin: Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Geschichte

ders. (1995): Struzeberg - Strausberg. Von der Markgrafenburg zum Generalstabsquartier.

Strausberg: Selbstverlag

Beckmann, Klaus J. u.a (o.J.): Evaluierung des Bund-Länder-Programms „Stadtumbau Ost“. Zentrale Ergebnisse und Empfehlungen des Gutachtens. Berlin: Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung.

www.bmvbs.de/Anlage/original_1042427/Evaluierung-Stadtumbau-Ost-Zentrale-Ergebnisse-und-Empfehlungen-des-Gutachtens.pdf (Zugriff 21.12.2009)

Behrens, Carola / Flecken, Ursula / Kohlbrenner, Urs (2007): Das Außen- und Innenimage Marzahns und Hellersdorfs. Ein Streitgespräch zwischen Rudolf Kujath und Uwe Rada. In: Bezirksamt Marzahn-Hellersdorf von Berlin (Hg.): Im Wandel beständig. Stadtumbau in Marzahn und Hellersdorf. Berlin: Selbstverlag, S. 263-274

Bekeschus, Ute (2009): Armer Herr Poschmann! In: Berliner Zeitung. Verlagsbeilage: 30 Jahre Marzahn-Hellersdorf, 7.9.2009, S. 4

Bernt, Matthias (2004): Abrissprogramm Ost. In: Oswald (Hg.) (2004), S. 660-665

Bräunling, Edda (2007): Kunst an sanierten Würfelhausfassaden. In: ZuHause. Beilage zu Mittendrin. Das Magazin für die Märkische S5-Region, Nr. 7 (2007), S. 10

Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.) (2006): Zukunft von Stadt und Region. Band III: Dimensionen städtischer Identität. Beiträge zum Forschungsverbund „Stadt 2030“. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften

Fink, D. (2007): Komfort am Plattenbau. In: BlickPunkt. Lokalausgabe Strausberg, 1.12.2007, S. 3

Flick, Uwe (1999): Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften. 4. Aufl., Reinbek bei Hamburg: Rowohlt

Flierl, Bruno (1984): Ausdruck des Individuums in der Stadt. Zur Gestaltung im industriellen Massenwohnungsbau. In: ders.: Architektur und Kunst. Texte 1964-1983. Dresden: VEB Verlag der Kunst, S. 63-67

Geffers, Dieter u.a. (2008): Stellungnahme und Empfehlungen der Lenkungsgruppe zur Evaluierung des Bund-Länder-Programms „Stadtumbau Ost – für lebenswerte Städte und attraktives Wohnen“ und zur Fortführung des Programms über das Jahr 2009 hinaus. Berlin: Bundesministerium für Verkehr, Bau und Stadtentwicklung.

www.bmvbs.de/Anlage/original_1042426/Evaluierung-Stadtumbau-Ost-Stellungnahme-und-Empfehlungen-der-Lenkungsgruppe.pdf (Zugriff 21.12.2009)

Gerlach, Peter / Apolinarski, Ingrid (1997): Identitätsbildung und Stadtentwicklung. Analysen, Befunde, planungstheoretische und -methodische Ansätze für eine aktivierende Stadterneuerung - dargestellt am Beispiel Berlin-Friedrichshain. Frankfurt am Main: Peter Lang

Göschel, Albrecht (2006): „Stadt 2030“. Das Themenfeld „Identität“. In: Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.) (2006), S. 265-299

Grau, Ortwin (Stadtverwaltung Strausberg, SB Stadterneuerung / vorbereitende Bauleitplanung) (2009): Brief an den Verfasser dieser Arbeit vom 10.12.2009

Halbach, Ingrid u.a. (1987): Architekturführer DDR. Bezirk Frankfurt (Oder). Berlin: VEB Verlag für Bauwesen

Hamann, Mathias (2008): In Plattenbauten die ersten Platten bauen. In: Spiegel Online, 14.7.2008. www.spiegel.de/schulspiegel/leben/0,1518,565143,00.html (Zugriff 21.12.2009)

Hammerschmidt, Marlies (Stadtverwaltung Strausberg, SB Statistik / Wahlen) (2009): Brief an den Verfasser dieser Arbeit vom 10.12.2009

Hannemann, Christine (2000): Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR. 2. Aufl., Berlin: Schelzky & Jeep

dies. (2003): Schrumpfende Städte in Ostdeutschland – Ursachen und Folgen einer Stadtentwicklung ohne Wirtschaftswachstum. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage der Wochenzeitung „Das Parlament“, Nr. 28 (2003), S. 16-23. www1.bpb.de/files/G43J1X.pdf (Zugriff 21.12.2009)

Häußermann, Hartmut (1996): Von der Stadt im Sozialismus zur Stadt im Kapitalismus. In: ders. / Neef, Rainer (Hg.): Stadtentwicklung in Ostdeutschland. Soziale und räumliche Tendenzen. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 5-47

ICC/ESOMAR (2007): ICC/ESOMAR Internationalen [sic] Kodex für die Markt- und Sozialforschung. www.adm-ev.de/fileadmin/user_upload/PDFS/ICCESOMAR__Code_German.pdf (Zugriff 21.12.2009)

Kadatz, Hans-Joachim (1980): Wörterbuch der Architektur. Leipzig: VEB E.A. Seemann

kami (Autorenkürzel) (2009): ZDF-Moderator reißt abfälligen Witz über Marzahn. In: Berliner Morgenpost (Online-Ausgabe), 08.12.2009. www.morgenpost.de/jahresrueckblick/august/article1220358/ZDF-Moderator-reisst-abfaelligen-Witz-ueber-Marzahn.html (Zugriff 21.12.2009)

Kampa, Hans Peter / Kastler, Nicole (2004a): Die Geschichte der Siedlungen des komplexen Wohnungsbaus in Strausberg nach 1945. Strausberg: Steremat g. Beschäftigungsgesellschaft mbH 2004 [Diese Publikation verfügt über keine Seitennummerierung. Ich zitiere darum nach Kapiteln.]

dies. (2004b): Interview mit Herrn Ehrlich und Herrn Ölert von der Strausberger Wohnungsbaugesellschaft. In: dies. (2004a), Kap. 7

Kil, Wolfgang (2008): Das Wunder von Leinefelde. Eine Stadt erfindet sich neu. Dresden: Sandstein Verlag

Klementz, Detlef (2005): Ein Block verschwindet. In: Märkisches Echo, 22.10.2005, S. 11

Klesmann, Martin (2004): Helmut Kohl und die NVA-Offiziere. In: Berliner Zeitung (Online-Ausgabe), 15.9.2004.

www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2004/0915/brandenburg/0036/index.html (Zugriff: 21.12.2009)

Kowal, Sabine / O'Connell, Daniel C. (2007): Zur Transkription von Gesprächen. In: Flick, Uwe / von Kardorff, Ernst / Steinke, Ines (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 437-447

Kreißig, Gerhard (2002): Klappe zu. In: Leuschel, Rudolf (Hg.): Zeitzeugen aus Strausberg berichten. Band II. Strausberg: Seniorenbeirat der Stadt Strausberg, S. 32-35

Kürth, Herbert / Kutschmar, Aribart (1982): Baustilfibel. Bauwerke und Baustile von der Antike bis zur Gegenwart. 8. Aufl., Berlin: Volk und Wissen Volkseigener Verlag

Landkreis Märkisch-Oderland, Landratsamt (2008): Bevölkerung nach Altersgruppen 31.12.2007.

www.maerkisch-oderland.de/cms/upload/pdf/statistik/31-12-2007/Bevlkerung_nach_Altersgruppen.pdf (Zugriff 21.12.2009)

- Liebmann, Heike / Haller, Christoph (2001):** Wachsende Leerstände in ostdeutschen Großsiedlungen: neue Herausforderungen und Strategien für die Stadtentwicklung. In: Keim, Karl-Dieter (Hg.): Regenerierung schrumpfender Städte - zur Umbaudebatte in Ostdeutschland. Erkner: Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung, S. 97-124
- Lucker, Detlef (2000):** Strausberg 1945 bis 1990. Skizze und Dokumente zur Geschichte einer Garnisonstadt. Strausberg: Interessengemeinschaft Geschichte der Strausberger Arbeiterbewegung e.V.
- Matthiesen, Ulf (Hg.) (2002):** An den Rändern der deutschen Hauptstadt. Suburbanisierungsprozesse, Milieubildungen und biographische Muster in der Metropolregion Berlin-Brandenburg. Opladen: Leske + Budrich
- Mehner, Maxi (2009):** Sicherheit durch präventive Stadtgestaltung am Beispiel des Mittelzentrums Strausberg - Stadtteil Hegermühle. Bachelorarbeit. Berlin: Hochschule für Wirtschaft und Recht
- Oehme, Ingrid (2007):** Erste Carport-Anlage im Wohngebiet Hegermühle, in: BAB LokalAnzeiger zum Wochenende, Nr. 48 (2007), S. 2
- dies. (2009):** Alkoholverbot um die Grundschule Am Annatal. In: Neue Strausberger Zeitung, 15.5.2009, S. 3
- o.N. (2006a):** Stadtleben naturnah zwischen Berg, Tal und See. In: ZuHause. Beilage zu Mittendrin. Das Magazin für die Märkische S5-Region, Nr. 7 (2006), S. 10
- o.N. (2006b):** Warum müssen gute Bauqualitäten weichen? In: ZuHause. Beilage zu Mittendrin. Das Magazin für die Märkische S5-Region, Nr. 12 (2006), S. 10
- Oswalt, Philipp (Hg.) (2004):** Schrumpfende Städte. Band 1: Internationale Untersuchung. Ostfildern-Ruit: Hatje Cantz
- Przyborski, Aglaja / Wohlrab-Sahr, Monika (2008):** Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch. München: Oldenbourg

Reischke, Martin (2009): Die bekannteste Platte. In: Deutschlandradio Kultur - Länderreport, 26.3.2009. Transkript.

www.dradio.de/dkultur/sendungen/laenderreport/935897/ (Zugriff 21.12.2009)

Schmidt, Wolf (2009): Vorwärts und vergessen. In: die tageszeitung (taz) (Online-Ausgabe), 24.7.2009.

www.taz.de/1/politik/deutschland/artikel/1/vorwaerts-und-vergessen/ (Zugriff 21.12.2009)

Schubert, Hans-Joachim (2002): Demokratie in der Kleinstadt. Eine empirische Studie zur Motivation lokalpolitischen Handelns. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag

Schulze, Evelyn / Grau, Ortwin (2006): Abschlussbericht zur Gesamtmaßnahme „Wohngebiet Hegermühle“ in Strausberg im Rahmen der Verwaltungsvereinbarung Neubaugebiete (VV/N).

Strausberg: Stadtverwaltung Strausberg, FB Stadtplanung und Bautechnik

Senatsverwaltung für Stadtentwicklung Berlin (o.J.): Planwerk Innenstadt. Anlass + Ziel.

www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/planwerke/de/planwerk_innenstadt/anlass_ziel/index.shtml (Zugriff 21.12.2009)

Sozialpark Märkisch-Oderland e.V. (o.J.): Die Aufgaben der Koordinierungs- und Beratungsstelle für Zuwanderer des Sozialpark „Märkisch-Oderland e.V.“.

www.sozialpark-mol.de/index.php?x=H101 (Zugriff 21.12.2009)

Stadtverwaltung Potsdam (o.J.): Beschlüsse zur Wiederbelebung der Potsdamer Mitte.

www.potsdam.de/cms/beitrag/10032426/482044 (Zugriff 21.12.2009)

Strauss, Anselm L. (1991): Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Forschung. München: Wilhelm Fink

ders. / Glaser, Barney G. (2007): The Discovery of Grounded Theory. Strategies for Qualitative Research. New Brunswick: Aldine

Sundermeyer, Olaf (2006): Die uniformierte Stadt. in: Spiegel Online, 1.3.2006.

www.spiegel.de/panorama/0,1518,403654,00.html (Zugriff: 21.12.2009)

Tippmann, Manfred (2004): o.T. In: Kampa / Kastler (2004), Kap. 7

ders. (2006): Wie gestaltete sich die Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Nationale Verteidigung der DDR und der Stadtverwaltung Strausberg? In: Akanthus e.V. (Hg.) (2006), S. 47-49

Trommer, Sigurd (2006): Identität und Image in der Stadt der Zukunft. In: Deutsches Institut für Urbanistik (Hg.) (2006), S. 23-43

Verein Potsdamer Stadtschloss e.V. (o.J.): Perspektive.

www.stadtschloss-potsdam.org/list.php?nid=m3_p1 (Zugriff 13.12.2009. Zum Zeitpunkt der Fertigstellung der Arbeit war der Text nicht mehr online.)

Weber, Stefan (2002): Integrative Stadtentwicklung: Großsiedlungen als Herausforderung und Chance - Neue Wege in der städtischen „Wohnungslandschaft“: Impulse, Projekte, Perspektiven. In: Juckel, Lothar (Hg.): Schrumpfende Städte fordern neue Strategien für die Stadtentwicklung. Aus dem Leerstand in neue Qualitäten? Bericht der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung. Wuppertal: Müller + Busmann, S. 86-91

Wischer, Robert / Kliemke, Christa (1998): Strausberg-Hegermühle. Sozialstrukturkonzept. Strausberg: Stadtverwaltung Strausberg, Stadtplanungsamt

Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt am Main u.a.: Campus

ders. (1989): Das problemzentrierte Interview. In: Jüttemann, Gerd (Hg.): Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder. Heidelberg: Roland Asanger, S. 227-255

ders. (2000): Das problemzentrierte Interview. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, Nr. 1 (2000).

www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/1132/2519 (Zugriff 21.12.2009)